

OMNIBUS.  
Belletristisches Blatt,  
erschint jeden

Sonntag Morgen.  
Enthält außer zwei spannenden

Romanen.

aus der Feder der renommierten  
Schriftsteller eine reiche Auswahl  
von unterhaltendem Lesestoff,  
eine Uebersicht der  
wichtigsten Neuigkeiten  
der Woche,  
Kost- und neueste Nach-  
richten, Wochen-Rund-  
schau etc.

Bedingungen:  
Preis der Post:  
\$3.00 per Jahr.

Von den Trägern:

25 Cts. für 4 Nummern

Anzeigen, per Square  
von 10 Zeilen Kontopost  
für jedesmalige Inser-  
tion ..... \$1.00

Der Omnibus und das we-  
sentliche Volksblatt, durch die  
Post, zusammen nur \$4.00

Der Omnibus und das we-  
sentliche Volksblatt, durch die  
Post, zusammen nur \$5.00

Der Omnibus und das we-  
sentliche Volksblatt, durch die  
Post, zusammen nur \$6.00

Man abonnire gef.

W. Krippenkapel,  
Louisville Ky



Jahrgang 2.

Nummer 19.

OMNIBUS.

Sonntagsblatt des Louisville Volksblatts.

Louisville, Ky., Sonntag, den 3. Mai 1868.

Das tägliche

Louisville Volksblatt,

erschint mit Ausnahme Son-  
ntags jeden Morgen und ent-  
hält die gegen Morgen ein-  
stehenden Nachrichten in deutscher  
Üebersetzung. Es kostet, frei in's  
Haus geliefert, in Louisville,  
1 Woche 15 Cents,  
3 Monate per Post \$1.50  
6 Monate " " 3.00  
1 Jahr " " 6.00

Das halbwochentliche

Louisville Volksblatt,

erschint jeden Mittwoch im  
Sonntag Morgen. Es ist  
frei in's Haus geliefert, in Louis-  
ville,  
Der Woche 5 Cents,  
1 Jahr per Post \$2.50  
6 Monate " " 1.25

Das wöchentliche

Louisville Volksblatt

verläßt jeden Mittwoch Morgen  
die Presse und wird so fort ge-  
postet. Es enthält neben  
den neuesten politischen Nach-  
richten den ausgedehnten Be-  
richt und namentlich einen ge-  
füllig aufgearbeiteten Markt-  
bericht. Der Preis dieses  
Blattes ist in unbedingter  
Vorauszahlung  
6 Monate 75 Cents,  
1 Jahr 1.50  
Einsame Nummern — 25  
Cents für deutsche  
bittige Aufnahme.

Nach Deutschland

versenden wir das we-  
sentliche Volksblatt (wel-  
ches die Frankfurter Zeitung  
1 Jahr 65.00  
6 Monate 3.50  
3 Monate 1.75  
Einsame Nummern — 10

Ein Hochgericht.

Wer ist der alte Mann, der in den Schranken  
Vor seinen Richtern steht, wie eine Säule,  
Die Seele folgt, erfüllt von dem Gedankten,  
Daß von ihm prallen jedes Angriffs Pfeile?

Wer ist es, den die Klage angeschuldigt  
Der unfähigen Schuld des Hochverrathes?  
Es ist der Mann, dem eine Welt gehuldet;  
Der höchste, erste Mann des freien Staates!

Der Kläger hat das schwere Wort gesprochen:  
Es ist eine große, ahnungsbange Stunde.  
Er, der Präsident, hat er verbrochen?  
So geht es flüsternd leis von Mund zu Munde.

Und wenn er's that, wenn auf des Lebens Spinn  
Vergeffen er des Amtes hohe Pflichten,  
Ihn soll das Amt, soll nicht die hohe Schützen,  
Wie er gefehlt, soll das Gef'g ihn rich'en!

Und Schlag auf Schlag, es fallen tüchtige Fieße,  
Der Angeklagte wagt sie abzuwehren;  
Auch wird es schneit, bald wird der Himmel trübe,  
Und bald beginnt er wieder sich zu klären.

Und hoch und höher gehn des Kampfes Wogen,  
Der Welta Parteien spalten sich in Betten;  
Der bant im Stillen des Triumphes Bogen,  
Der schmettet schon das Eisen zu den Ketten.

Bald beugt sich die Richter von dem Sige,  
Den Urtheilspruch der Menge zu verkünden;  
Bald zucken durch der Draht die Wandlerbeile,  
Auch und das Licht der Wahrheit zu entzünd'en.

Noch schwankt die Wag', es steigt und fällt die  
Schale  
Und Zweifel walten, wie der Würfel falle,  
Gleichviel! entschieden wird vom Tribunale  
Der große Sieg: „Das gleiche Recht  
(R. V. M.) für Alle!“

Petition an die Legislatur von  
Kentucky.

Wir die Unterszeichneten petitioni-  
ren hiermit geborhams die hochwohl-  
thätige Legislatur von Kentucky, eine Be-  
schonung von \$500 demjenigen Menschen  
zu verbürgen, welcher ein neues Amt in  
Kentucky zum Besten der nothleidenden  
Irelander entdeckt. Da die Polizei-Com-  
missariatsämter besetzt sind, so macht sich  
das dringende Bedürfnis nach neuen ein-  
träglreichen Aemtern, wofür natürlich die  
„Dutche“ zu zahlen haben, in allen Krei-  
sen fühlbar.

Mit schuldiger Hunderedmuth  
Patrick Jip,  
Hughes & Connelly u.  
Jim McCusky.

Nachschicht. Das „einzige dutch-  
paper“ geht mit uns durch die u. dünn.  
Wir werden es zum offiziellen Renieror-  
gan befördern. D. D.

Der Mond ein Käse. Eine dänische  
Sage sagt: „Aus der Milch der Milch-  
straße ist ein Käse geronnen, und dieser  
Käse ist — der Mond!“ — Welche eine Nach-  
richt für die Liebhaber u. Schwärmer! Wenn  
der Geliebte emporschaut und sagt: „O,  
ich schwöre Dir bei jenem Käse oben!“  
oder wenn Julie zu Romeo sagt: „Schwöre  
nicht beim Käse, dem Wandelbaren!“  
Wenn der Mond ein Käse ist, so sind die  
Grüthuisfischen Meneen und Mondbes-  
wohner nichts als Käsefaden in Felle!  
Der Mann im Monde ist ein italienischer  
Casi-Casucci! — Wenn der Mond ein gro-  
ßer Laib Käse ist, so sind die Sterne kleine  
„Quargel“! Es liegt doch viel Roman-  
tiz in den „Sagen!“

Offizier: „Wir kommen also jetzt  
zu den Vor- und Nachtheilen des Hinter-  
ladungsgewehres; denn bei aller Vortzu-  
gkeit hat es doch seine Nachtheile. Kannst  
Du mir dieselben sagen? Nun, weißt  
Du denn überhaupt, was ein Nachtheil  
ist?“

Soldat (zögernd): „So, a Nach-  
theil! Is a so a schlacher Vogel, der bei der  
Nacht umanander flagt.“

Vorschriften für Lehrer,  
welche Prüfungen in benachbarten Schu-  
len beivohnen.

(Aus der Zeitung Nassau.)

1. Die Lehrer sollen sich in anständi-  
ger Kleidung zu den Prüfungen einfin-  
den. Spitz-Hüte mit Hahnenfedern, kurze  
Sammetjaden, geschligte Wämmer, We-  
sten von Brocat oder Scharlach und Rei-  
terstiefel mit Sporen sind keine für Lehrer  
passende Kleidungsstücke. Ebenso muß  
ich das Mitbringen von Säbeln, Pistolen,  
Armbrüsten, Morgensternen, Knütteln,  
Reulen, Hunden und anderen Schup- und  
Trugwaffen unbedingt untersagen.

1. Während der Prüfung haben sich die  
Lehrer geistig und anfänglich zu betragen.  
Alles laute Schreien, Singen, Fluchen  
und Toben ist durchaus zu vermeiden,  
ebenso wie das Abrennen von Schwär-  
mern, das Schießen mit Windbüchsen, das  
Blasen auf dem Rann und das Werfen  
mit Büchern und Tintenfassern.

3. Es ist unstatthaft, daß sich die Lehr-  
er während der Prüfung im Vorzimmer  
versammeln um sich dort mit Würfel- und  
Büchelspielen und dem Lehrer so kost-  
bare Zeit zu vertreiben. Auch haben sie  
sich auf der Straße des wüsten Lärmens,  
des Radfahrens und Gänsemarfches,  
sowie des Hantantrens, des Scheiterns  
einwerfens und des Prägels von Nacht-  
wächtern und Bürgermeistern möglichst zu  
enthalten.

4. Daß die Lehrer sich nach der Prü-  
fung im Hause eines Collegen zu einem  
Täßchen Kaffee oder zu einem Schlückchen  
Dünnbier versammeln, kann ich nur bil-  
ligen. Dagegen muß das bei solchen Ge-  
legenheiten möglicherweise vorkommen kö-  
nende unmäßige Trinken von Burgunder  
und Champagner aus Emern, Büten,  
Wasschältern, Gießkannen, Auerhosen-  
büchern und anderen ungewöhnlichen Ge-  
fäßen als zeitraubend und unanständig  
hiermit entschieden untersagt werden.  
Wonach sich zu richten.

Der Schulinspector.

Karten. Eine vornehme Dame hatte  
fürzlich einen jungen, hübschen Bedienten  
selbst vom Lande weg in den Dienst ge-  
nommen. Nach einigen Tagen fuhr die  
Dame aus, um Besuche zu machen, und  
als sie bereits im Wagen saß, bemerkte sie,  
daß sie ihre Visitenkarten in ihrem Zim-  
mer hatte liegen lassen.

„Jean“, rief sie, „ich habe meine Kar-  
ten vergessen. Geh und hole sie und halte  
sie bei Dir.“ Jean eilte in das Zim-  
mer wieder hinauf, führte den erhaltenen  
Befehl aus und nahm seinen Platz auf  
dem Wege wieder ein. Die Dame be-  
gann die Runde ihrer Besuche, und in je-  
dem Hause, wo die Leute, denen sie einen  
Besuch zugebracht hatte, nicht zugegen wa-  
ren, ließ sie durch Jean eine oder zwei  
Karten abgeben. An dem letzten Hause  
sagte sie zu ihrem Bedienten: „Jean,  
hier giebt drei Karten ab.“

„Das geht nicht, gnädige Frau; ich  
habe nur noch zwei: Kreuz-Äh und Her-  
zen-Sieben.“ — Der Bediente hatte näm-  
lich aus dem Zimmer der Bedientin eine  
Anzahl Spielkarten geholt.

Melancholie-Kochbuch. In Naum-  
burg ist ein Kochbuch für Melancholie er-  
schienen. Darin werden lauter Trauer-  
Speisen zu bereiten gelehrt. Trauer-  
Suppen; Rindfleisch in Flor; Kräutern-  
Braten; schwarze Fische mit schwermü-  
thiger Sauce; Ragouts mit Grillen;  
Schwarzpurzel-Salat; Chocolate-Tor-  
ten mit bitterem Ueberguß; Gefrornenes  
aus weinerlichen Citronen und schwarze  
Kaffee-Sulze mit Lamento aus schwarzem  
Hollunder. Auch ein Liqueur wird zu  
machen gelehrt: aus herben Früchten  
und kaltenreichen Birnen. Der Verfasser  
verspricht auch für die übrigen drei  
Temperamente Kochbücher zu schreiben.

Dialog  
zwischen einem Steuerbeamten und ei-  
nem Zeitungsschreiber.

Beamter. — Was beträgt Ihr Einkom-  
men?

Zeitungsschreiber. — Ich habe keine.

Beamter. — Wie viel betrug es im vori-  
gen Jahr?

Zeitungsschreiber. — Nichts.

Beamter. — Wie viel betrug es im vor-  
vorigen Jahre?

Zeitungsschreiber. — Genau ebensoviel.

Beamter. — Haben Sie einen Platz, wo  
Sie Ihr Geschäft betreiben?

Zeitungsschreiber. — Nein.

Beamter. — Womit ernähren Sie sich?

Zeitungsschreiber. — Mit irgend etwas.

Beamter. — Sie essen doch, denke ich?

Zeitungsschreiber. — Gewiß, wenn ich  
eine Gelegenheit dazu habe.

Beamter. — Wo?

Zeitungsschreiber. — In Wirtshäusern,  
bei freiem Lunch.

Beamter. — Wo schlafen Sie?

Zeitungsschreiber. — Bei einem Freunde,  
wenn mir ein solcher Platz in meinem Bette  
einträumt.

Beamter. — Wenn Sie aber Niemand  
einladet?

Zeitungsschreiber. — Dann gehe ich die  
ganze Nacht spazieren, oder schlafe in ei-  
nem Saalon und Sonntags in den Kir-  
chen.

Beamter. — Sie müssen doch etwas Geld  
haben?

Zeitungsschreiber. — Ich wünschte, Sie  
hätten recht. Wenn Sie Geld bei mir  
finden, gebe ich Ihnen die Hälfte davon.

Beamter. — Haben Sie irgend welche  
Erfolten oder Eigentum überhaupt?

Zeitungsschreiber. — Nicht daß ich  
wüßte.

Beamter. — Haben Sie einen Koffer?

Zeitungsschreiber. — Ich hatte einmal  
einen.

Beamter. — Was haben Sie damit an-  
gefangen?

Zeitungsschreiber. — Habe ihn Var-  
num's großen Elephanten geliehen, ver-  
mit ihm davon gegangen ist.

Beamter. — Was geben Sie vor, eigent-  
lich zu sein?

Zeitungsschreiber. — Ich bin zu beschei-  
den, um etwas vorstellen zu wollen.

Beamter. — Haben Sie je etwas getrie-  
ben?

Zeitungsschreiber. — Nie, wenn ich es  
vermeiden konnte.

Beamter. — Sie sind ein seltsames In-  
dividuum. Sagen Sie mir aufrichtig,  
was Sie treiben?

Zeitungsschreiber. — Ich besorge meine  
eigenen Angelegenheiten.

Beamter. — Sie sind ein verhärteter  
Burische.

Zeitungsschreiber. — Nicht so verhärtet  
als ein alter Baptit.

Beamter. — Aus Ihnen ist nichts her-  
auszubringen.

Zeitungsschreiber. — Wären Worte Per-  
len, so wollte ich Sie reich machen!

Beamter. — Sie wissen sich prächtig aus-  
zudrücken.

Zeitungsschreiber. — Ich verdiene mein  
Geld, indem ich mich geschickt ausdrücke.

Beamter. — Sagen Sie aber nicht, Sie  
hätten kein Geld?

Zeitungsschreiber. — Im Augenblicke  
habe ich keins; gestern hatte ich welches.

Beamter. — Was haben Sie damit ge-  
macht?

Zeitungsschreiber. — Ich hatte es in einer  
Bank deponirt.

Beamter. — In welcher Bank?

Zeitungsschreiber. — In einer Fario-  
bank.

Beamter. — Ich vermuthete, Sie ernäh-  
ren sich mit der Feder?

Zeitungsschreiber. — Nein, ich lebe von  
meinem Wig.

Beamter. — Schreiben Sie nichts?

Zeitungsschreiber. — Wenn ich etwas zu  
schreiben bekomme.

Beamter. — Warum sagten Sie mir das  
nicht gleich?

Zeitungsschreiber. — Warum fragten  
Sie mich nicht?

Beamter. — Ich wollte, der Teufel hole  
Sie.

Zeitungsschreiber. — Das wird er blei-  
ben lassen, wenn kein Revenue-Stamp auf  
mich geklebt ist.

Kabel-Telegramme.

New York. Man macht sich in die-  
sem Jahr auf einen bestigen Feldzug ge-  
faßt — gegen die Wägen.

Die Nachricht, daß der Niagara nach  
dem Central-Park verlegt werden soll, ist  
verfüllt.

Da die Temperenzler wahrgenommen,  
daß das Meer in der letzten Zeit mehr-  
mals im Sturm war, so soll ein Gesetz  
erlassen werden, das die Stürme ein für  
alle Mal unterjagt.

Wien. Der Hof wird nächstens nach  
Ungarn gehen und einige Zeit in Ofen  
bleiben, wie es heißt, weil Wien zu kalt  
ist.

Der Feldzeugmeister Graf Gyulai  
und der Graf Kuffstein haben, nachdem  
die Aerzte sie aufgegeben, nicht nur ihren  
Geist nicht aufgegeben, sondern befinden  
sich auch so vortlich ganz wohl; dagegen  
ist die Müller'sche, nachdem sie als gänzlich  
geheilt aus dem Spital abgegangen,  
mit Tod abgegangen.

Paris. Die Friedensfeier, welche  
der Kaiser heut Morgen rauchen wollte,  
hatte keine Lust. Sachverständige behaup-  
ten, es habe sich in dem Pfeifenschlauche  
zu viel Militärgeseg angehäuft.

Frankreich. Frankreich hat jetzt  
über eine Kriegsmacht von 1,350,000  
Mann zu verfügen, falls diese nicht über  
Frankreich verlegt.

Der Mensch ist sein Lebtag ein Tod-  
tenräuber; zu 12 Jahren begräbt er seine  
lachende Kindheit, zu 18 Jahren begräbt  
er seine rothige Jugend, zu 20 begräbt er  
seine erste Liebe, zu 30 seinen Glauben an  
die Menschheit, zu 40 begräbt er seine  
Hoffnungen, zu 50 begräbt er schon seine  
Wünsche, zu 60 begräbt er nach und nach  
seine fünf Sinne, das Hören, das Sehen  
u. s. f., bis er endlich vollends ganz in  
das Grab sinkt.

Veere. Ein Stuger, der, wie die mei-  
sten seiner Collegen, sich keineswegs durch  
Verstand auszeichnete, kam eines Abends  
seitig in's Theater, und als er nur wenige  
Zuschauer wahrnahm, sprach er, mit der  
Hand nach der Stirne fahrend und die  
Haare in Ordnung bringend: „Du-  
da ist's leer!“

„Na, das freut mich, daß Es das end-  
lich ein Mal einsehen“, sagte darauf ein  
Wiener, „i hob's Ihnen schon lang sagen  
wollen.“

Augs. „Was hat denn heute der Herr  
Pfarrer gepredigt?“ fragte ein Mann  
seine Frau, welche aus der Kirche zurück-  
kehrte.

„Man soll mit Allem zufrieden sein, nie  
wider Gott murren, und sein Kreuz ge-  
duldig auf den Schultern tragen.“

„Ei, wie fein“, sagte der Mann, „daß  
Ihr Weiber dann nicht zu Fuß gehen  
dürft.“

Links. Ein junger Mensch von Stande,  
der aber kein Wort lesen konnte, bekam  
ein schönes Buch zum Geschenk. Um es  
nun der Welt bekannt zu machen, ging er  
damit in die Kirche, und schien mit dem  
größten Eifer darin zu lesen.

„Darf ich fragen“, sagte sein Nachbar,  
der es bemerkte, daß er das Buch verkehrt  
hielt, „warum Sie Ihr Buch so umge-  
kehrt halten?“

„Weil ich links bin“, antwortete er.

Finanzministeriell's Stofgebel.

Besteuert ist, was quillt und trinkt und feuchet,  
Besteuert ist, was toht und brennt und leuchtet;  
Auch was gemahlen wird und was geschlachtet,  
Ist längst schon zur Besteuerung reif erachtet.  
Besteuert ist jedweder Act im Leben—  
Ach! welche Steuer bleibt noch zu erheben?

Natur, du Hinderin vor allen Hindern.  
Was du noch hast, das gib den Menschenkindern!  
Noch immer reich an tieferborgener Gabe,  
Gib jetzt den Menschen eine neue Gabe.

Daß sie dich segnend gütig Butter nennen,  
Und daß wir noch etwas besteuern können!

Als Remble das Cabaretgardentheater  
verwaltete, trat ein Herr bei ihm ein, wel-  
cher wegen des Engagements seiner To-  
chter mit ihm zu sprechen wünschte; zufäl-  
ligerweise erwartete Remble in derselben  
Stunde den Besuch eines Pferdehändlers,  
den er bestellt hatte, um mit ihm über den  
Kauf einer Stute zu unterhandeln. Rem-  
ble, dem die Letztere sehr am Herzen lag,  
glaubte den Pferdehändler in der Person  
des Fremden zu sehen und fragte ihn so-  
gleich: „Wie alt ist sie?“

„Sie hat vergangenen Mai das 16.  
Jahr erreicht“, erwiderte der Gefragte.  
„Dann ist sie zu alt und kann zu  
schwerer Arbeit nicht verwendet werden;  
ist sie ruhig?“

„Vollkommen, ich habe nie ein faule-  
res Geschöpf gekannt“, entgegnete der  
Fremde, etwas betroffen über die fomiße  
Weise, womit der Theaterdirector über  
seine Tochter ausholte.

„Ist sie schon lange in der Stadt?“

„Fast vor einer Woche traf sie mit mir  
aus Grimstead hier ein.“

„Ist sie gehörig eingeschult?“

„Verr Theilwell hat ihr einige Lektionen  
ertheilt.“

„Hat sie stets zwischen den Pfeilern ge-  
standen?“

„Ich verpöthe Sie nicht, mein Herr!“

„Nun, es ist nicht der Rede werth;  
wenn Ihre Bedingungen nicht übertrie-  
ben sind, so werden wir schon übereinkom-  
men.“

„Diesen Punkt überlasse ich ganz Ihnen  
selbst, mein Herr; sie ist unten; soll ich  
sie zu Ihnen heraufbringen?“

„Sie heraufbringen?“ rief Remble mit  
schöner Lächeln; „o nein, übergeben  
Sie dieselbe meinen Burfchen, er wird sie  
in den Stall führen, bis ich hinunter  
komme, sie in Augenschein zu nehmen.“

„In den Stall?“ rief der Fremde mit  
immer wachsender Verwunderung.

„Ja freilich, mein Herr, in den Stall;  
und da Sie sagen, sie sei ganz sanft, und  
wie ich vermuthet, völlig gesund, so bin  
ich entschlossen, mich ihr anzuvertrauen.“

Mein Freund Docton schreibt jetzt ein  
Melodram, worin ich auftrete, und ich  
bin, sobald wir Handels eins werden,  
entschlossen, in diesem Stücke auf ihrem  
Rücken zu debütiren!“

„Auf ihrem Rücken—auf meiner To-  
chter Rücken, Herr! wollen Sie mich bele-  
digen?“

„Ich bitte zehntausend Mal um Ver-  
zeihung, mein Herr, aber kommen Sie  
nicht aus den Gefüßen in Cumberland?“

„Nein, ich komme von Dr. Grimstead.“

„Mit einem Pferd?“

„Nein, mit einer Tochter.“

„Behüte der Himmel“, rief der betrof-  
fene Schauspielers-Director aus; „ich war  
in ungeheurer Irrthum; nur gut, daß  
wir zufällig allein waren (indem er bedäch-  
tig und feierlich eine Prife nahm), der-  
gleichen Vorfälle dürfen nur unter vier  
Augen vor sich gehen.“

„Frau Wirthin!—So—die Eier wären  
gegessen—jetzt sind Sie so gut und schen-  
ken Sie mir einen Sechser, daß ich sie  
zahlen kann—dann wissen Sie, ich bleib'  
nicht gern was schuldig.“



## Mina.

Eine mexicanische Erzählung  
von  
Karl Mühlberg.  
(Fortsetzung.)

Don Juan Pablo und seine Gefährtin hatten ihren Aguardiente ausgetrunken. Sie standen auf und kamen auf den Palmbaum zu. Arnolds Gedanken waren so verworren, daß ihm der Kopf zu schwinden drohte. Sollte er in diesem letzten Augenblick noch an Rettung glauben, sollte er den Worten eines so jungen, schwachen Mädchens trauen? Die geistige Sammlung, die er sich vorher mit Mühe errungen, war dahin.

Don Juan und seine Genossen hatten ihre Flinten unter der Sphamore zurückgelassen; sie trugen nur ihre Säbel und Pistolen, auch die letzteren hatten einige auf den Tisch gelegt. Wenn Arnold seine Hände freigegeben hätte, so würde er jetzt die Flucht den nächsten Abhang hinab versucht haben, auf die Gefahr hin, die Felsen hinab zu stürzen. Aber mit gebundenen Händen — vergessens!

Don Sculio schien — vielleicht aus raffinierter Grausamkeit — mit der Aufgabe betraut zu sein, die Exekution an seinem Landsmann zu vollziehen. Er trug wenigstens die Schlinge, die Arnold vom Leben zum Tode befördern sollte. Don Sculio machte ein ärgerliches Gesicht dazu; diese Bevorzugung schien ihm nicht angenehm zu sein. Aber er mußte sich fügen.

„Landsmann,“ sagte er, „nimm's nicht für ungut. Aber ich muß!“  
„Laß den Franzosen Nachricht von meinem Ende zukommen,“ antwortete Arnold. „Es ist die einzige Bitte die ich habe.“

„Sprecht spanisch!“ rief Don Juan Pablo jäh. „Und nun vorwärts!“  
„Wollt Ihr mich denn mit gebundenen Händen tödten?“ fragte Arnold, dem die Worte vor Aufregung nur mühsam aus der Kehle drangen.

„Nun den Gefallen können wir ihm thun!“ sagte Pablo lachend. „Ich werde ihn mit dem Pistol auf's Korn nehmen, wenn er etwa jetzt noch an Dummheiten denkt. Schneide ihm die Stricke durch!“

Don Sculio trennte den Knoten; Arnold fühlte, wie ihm das Blut schwer in die Hände schoß, die ihn jetzt erst schmerzten. Dann sah er, wie der deutsche Merikaner die Schlinge erhob, deren anderes Ende später an den freien Ast eines Baumes geknüpft werden sollte, welcher neben der Palme aus dem Dildicht hervorrang.

Da brach plötzlich, von der Sphamore her, ein fast tödliches Gepolter los — ein Zischen, Krachen, Rollen, Donner von Kanonenschlägen, wie wenn die Erde sich öffnete oder der Teufel selber aus einer Wolke spränge. Die Sphamore schien in Feuer und Dampf gehüllt. Durch die Luft zischte es, wie glühende Pfeile.

„Madre de Dios!“ heilige Mutter Gottes! Weiter hörte Arnold, der selbst so bestürzt war, daß er schwankte, nichts. Er sah nur, daß die Kugeln mit den Gebeinen des größten Schreckens die Arme ausstreckten und fortstürzten und daß Don Sculio mit dem Ruf: „Beim Teufel, mach' dir das zu nütze!“ ebenfalls verschwand. Was die Kugeln eigentlich taten: ob sie glaubten die Erde speie Feuer, oder der Teufel oder auch die französische Guerilla läme — daran hatte er jetzt nicht Zeit zu denken. Er selbst wußte im Augenblick keine Erklärung für diesen Höllenlärm, der jetzt in ein wahrhaft bestäubendes Krachen und Donnern überging, während der ganze freie Platz vor dem Rancho sich mit einer dicken grauen Wolkendecke bedeckte. Arnold hatte eben nur so viel Besinnung, sich zu sagen, daß dies nach Pulver rieche. Dann fühlte er eine Hand an der seinen, eine schlanke Gestalt stand neben ihm und rief: „Fort, fort!“

4

## Die Indianerin.

Der Zustand von Betäubung, von wunderbarer Erregung, von Dankegefühl und vollstündigster Unklarheit dessen, was mit ihm vorging, in welchem sich Arnold von Wissentthal befand, als eine Hand so leicht wie die eines Engels und doch so sicher und fest ihn fortzog, läßt sich nicht beschreiben. Alles, was mit ihm vorging, verschwand ihm später in einem durchaus verworrenen Traumbild. Hinab über Felsen, hindurch durch furchtbare Dildichte, hinüber über reißende Bergströme, auf Holzstämmen, die über die Schluchten gelegt waren und von denen er ohne Schwindel hinabguckte in die gähnende Tiefe, dann wieder Felsen hinan, steil wie eine Mauer, — und immer die schlanke bewegliche Gestalt neben ihm, mit den glänzenden hellbraunen, halbnaekten Gliedern, die ihm das dunkle Gefühl des Einbruchs einer schönen Bronze Statue hervorriefen, mit Augen, dunkel und tief, wie die Nacht, — so ging es weiter, immer weiter — wie lange, das wußte er nicht. Endlich aber, an einem stillen verborgenen Platze, der ihn mit seinem schattigen Dunkel umhüllte, sagte die Gestalt neben ihm: Hier können wir ruhen: und nun sank er nieder. Es war ihm noch, als ob

auch die schlanke Gestalt neben ihm sich auf den Rasen niederlasse, dann schloß er die Augen. Es war weder Ohnmacht, noch Schlaf, sondern nur eine Art Betäubung, nicht unangenehm, denn durch die unklaren Gedanken und Empfindungen zog das Gefühl der Rettung sich hindurch, und er überließ sich demselben mit der Wärme eines Halbwachenden, in dem ein süßer Traum fortbämmert.

Endlich aber war es ihm, als wichen die Nebel von seiner Stirn, und er raffte sich auf. Mit weit geöffneten Augen blickte er um sich. Rings umgaben ihn baushohe Bäume mit undurchdringlichem Laubwerk, neben ihm rieselte auf der einen Seite eine Quelle, auf der andern ruhte die leichte zierliche Gestalt der Indianerin, den Kopf auf den Arm gestützt, und aus dem braunen Antlitz lächelten die schönsten Lippen ihn zutraulich an. Sie war nach der Landesart ungemein leicht gelehrt. Ein gestreiftes, helles Hemd, um die Taille, deren Feinheit dadurch deutlich hervortrat, durch einen blauen Gürtel zusammengeflochten und bis zu den Knöcheln herabgehend, war das einzige Kleidungsstück; den auf dem Kopfe befestigten Schleier, dazu bestimmt, Gesicht und Brust zu verdecken, hatte sie zurückgeschlagen. Arnolds kunstgeübtes Auge erkannte, daß eine Grazie nicht anmutiger und regelmäßiger geformt sein könne, als diese Indianerin.

Nachdem sein Blick eine Minute lang das liebliche Mädchen überflogen, wärend sie ihn lächelnd anblickte, ergriff er stürmisch ihre Hände und küßte sie. Die Indianerin schien ein wenig verwirrt, schüttelte dann den Kopf und sagte: „Nein, Sennor, nicht Mata's Hand, Mata's Hand und Mund muß du küssen!“

„Aber nun sag mir nun, du herrliche Mädchen,“ rief Arnold, „wie es kommt, daß du mich kennst, daß du weißt, daß ich Mata kenne, und wie es dir möglich geworden ist mich zu retten? Wer bist du denn eigentlich?“

„Ich bin Mata, die Freundin und Gespielin Nina's, wir sind zusammen groß geworden und auferzogen,“ antwortete sie, während er ihre beiden Hände noch immer in den seinen hielt. „Ich bin in der Rancho geboren, wo du mich zuerst gesehen. Meine Mutter wohnt noch dort, Don Cardello ist unser Herr. Ich bin an demselben Tage geboren, wie unsere Nina, deshalb nahm der Herr meine Mutter und mich auf die Hacienda, und ich blieb Tag und Nacht mit Nina zusammen. Vor ungefähr drei Wochen — du weißt es ja — fuhr Nina mit dem Herrn nach der großen Stadt zu einem Ball, den der fremde General gab. Als sie zurückkam, war sie sehr traurig und ich erkannte sofort, daß ein böser Mann Nina's ganzes Herz eingenommen habe. Sie gab nicht, sie spielte nicht die Guitarre, sie sah immer allein und weinte. Das war nicht, wie mit dem wilden Don Manuel, der ihr heimlich den Hof machte und den sie aufzog, ärgerte, begünstigte, verspotzte, sie nach dem es ihr in's Köpfchen kam — ach, Mata weiß das wohl! Nina hatte Don Manuels Kopf verdreht, aber der fremde Mann mit den hellen Locken hat Nina's ganzes Herz eingenommen und sie kann nicht ohne ihn leben. Darum gingen wir nach der Hacienda Favorita, Nina allein, ohne die Eltern, und ich ging mit ihr. Da öffnete sie mir ihr Herzchen und weinte und sagte, daß ohne dich das Leben tiefe Nacht für sie sei; aber wenn sie davon sprach, daß du nach der Hacienda kommen würdest, lachte sie und sang und jubelte. Als sie nun einen Tag nach dem andern vergebens auf dich wartete — und du hastest es ihr doch versprochen und zugeschworen, sagte sie: — da ward sie traurig und krank, ihre Wangen glühten dem Schnee auf den Bergen, und wenn sie sprach nur von dir und beschrieb dich so genau, daß ich dich beim ersten Blick erkannte. Ich war herübergekommen von meiner Mutter, die noch in ihrer kleinen Hütte lebt, und ich hörte davon, daß der wilde Don Juan Pablo und seine Genossen einen Verräter gefangen hätten. Ich sah dich, wie sie dich über den Platz vor dem Rancho führten, und wie ich dir sagte, ich erkannte dich gleich und wußte, daß du der Liebhaber meiner Nina seiest. Ich erschrak so heftig, daß mir Anfangs aller Muth entsank und daß ich keine Hoffnung fassen konnte, dich zu retten. Mächtig aber suchte ich zu überlegen, wie ich dich dem Tode entziehen könne, denn ich wußte, daß Nina sterben würde, wenn sie hörte, daß du todt seiest. Und plötzlich kam mir ein Gedanke, daß doch noch eine Hilfe möglich, und als ich dich nach dem Palmbaum gehen sah, kletterte ich um den Rand des Abhangs dir das zu sagen. Ich hatte nämlich gehört, daß am Abend vorher ein Feuerwerk in den Rancho gebracht worden sei.“

„Ein Feuerwerk?“ rief Arnold, dem jetzt plötzlich ein Licht über den höllischen Spektakel aufging, dem er seine Rettung verdankte. Er lachte zuerst laut auf, dann ergriff er abermals die Hände Mata's und küßte sie, noch immer lachend, und da diese Hände küßte, etwas Verführerisches hatte, so schlang er auch den Arm um den Nacken der jungen Indianerin und küßte sie auf den Mund. Natürlich that er dies nur aus reiner Dankbarkeit, aber Mata fühlte in diesen Küßten vielleicht ein geheimes Feuer oder fürchtete sich selbst,

denn nach einem ersten flüchtigen Zusammenschreden wand sie sich mit der Gelenkigkeit einer Schlange aus Arnolds Armen und rief vorwurfsvoll und warnend die Hand erhebend:

„Aber, Sennor, du vergiffest, daß ich Mata bin und daß ich dich zu unserer Nina führen will!“

„Wißt du mich wirklich zur Nina führen?“ fragte Arnold, dem in diesem Augenblick der Gedanke an Nina ziemlich fern lag. „Ja, ja, du hast Recht. Verzeihe mir, ich wollte dir nur danken, und deine Mitteilung, daß die Helden der Guerilla vor einem Feuerwerk die Flucht ergriffen, hatte etwas so Ueberraschendes und Lustiges für mich, daß ich meinem Jubel Luft machen mußte. Also das war's! Und wie kam das Feuerwerk dorthin?“

„Es sollte heute Abend zu irgend einem Fest abgebrannt werden,“ antwortete die Indianerin. „Das hatte ich gehört und auch gesehen, wo es aufbewahrt wurde. Ich dachte mir, die Guerilleros würden erschreckt werden, wenn der Lärm losginge, und ich würde Gelegenheit finden, deine Fesseln zu lösen und dich den Abhang hinabzuführen. Ich nahm also Alles, was ich fassen konnte, und trug es, als ich sah, daß die Guerilleros zu dir gingen, auf den Platz unter dem Sphamore. Mit einer Koble zündete ich ein Feuerwerk an, und das Weitere weißt du ja! Ich bin über Alles glücklich, daß ich dich gerettet.“

„Tausend, tausend Dank, mein liebliches Kind!“ rief Arnold. „Möchte der Tag kommen, an dem ich dir vergelten kann!“

„Nina's Freude wird Belohnung genug für mich sein!“ sagte Mata herzlich und aufrichtig. „Welche Augen wird sie machen, wenn sie dich vor sich sieht!“

Arnold antwortete ihr nur mit einem abermaligen Lachen, denn der Gedanke, daß Don Juan Pablo's Genossen vor Kanonenschlägen und zischenden Raketenstößen das Hasenpanier ergriffen, hatte noch immer etwas Unwiderstehlich Lächerliches für ihn. Er wußte, wie sehr die Merikaner diese Feuerwerke liebten, und hatte oft darüber gelacht, daß sie selbst am hellen Tage Raketen warfen, und sich an dem Zischen und Brausen derselben ergötzen; aber daß er einem Feuerwerk die Rettung seines Lebens verdanken würde, hätte er sich nimmer träumen lassen.

Dann aber begann er erst zu überlegen. Mata beabsichtigte, ihn zu Nina zu führen. Das wollte wohl überlegt sein und Arnold begann sich zu erkundigen.

„Also Donna Elvira wohnt auf der Hacienda Favorita?“ fragte er. „Wo ist das?“

„Nur zwei kleine Stunden von hier,“ antwortete Mata.

„Und mit wem oder bei wem wohnt sie dort?“ fragte der Deutsche weiter.

„Bei einer alten Tante, der Schwester ihres Vaters,“ antwortete die Indianerin. „Die alte Tia (Tante) ist kurz vor Gesicht und hört etwas schwer. Aber sie freut sich darüber, Nina einige Wochen des Jahres bei sich zu haben, da sie selbst nicht viel zu den Menschen geht. Nina ist dort freie Herrin.“

„Und wer befindet sich sonst noch auf der Hacienda?“ fragte Arnold.

„Biel Indianerinnen von meinem Stamme,“ antwortete Mata. „Die Männer geben meist auf Arbeit zu dem Herrn, es ist nur ein alter Aufseher da und außerdem ein Paar Knechte. Es ist keine Hacienda de Labor (für den Ackerbau), auch keine Hacienda de Ganado (für die Viehzucht), obwohl wir natürlich ein wenig Mais und Bananen bauen und auch etwas Vieh aufziehen, sondern nur ein Witwen- und Ruhestück für die alte Tia.“

„Und du glaubst, es wäre mir möglich, mich dort verborgen eine Zeit lang aufzubalten, bis ich zu meinem Corps zurückgelangen kann?“ fragte Arnold.

„Wißt du denn wieder zurück zu den bösen Krieger?“ fragte die Indianerin mit traurigem Ersauern. „Doch nein,“ fügte sie lächelnd hinzu, „wenn du erst bei Nina bist, wirst du nicht mehr zurückkehren wollen. Nina wird dich festhalten. Du mußt immer bei uns bleiben, Nina's Gemahl werden. Und ob du auf die Hacienda Favorita unbemerkt wohnen kannst? O, ein ganzes Bataillon könnten wir dort verbergen, wenn es sich nur ruhig verhalten wolle. Du, du kannst dort mit Nina leben, wie im Paradiese.“

Die letzten Worte waren von einem lächelnden, vielsagenden Blick begleitet, der jedoch so rein naiv und natürlich war, daß Arnold begriff, er habe es mit einem Wesen zu thun, das rein menschlich fühlte und für welches es keinen anderen Maßstab gab, als die Anforderungen der Natur, geläutert durch einen angeborenen Instinkt und ein gutes Herz. Bei dieser Indianerin war Liebe, Freundschaft, Wohlwollen etwas Selbstverständliches, wie Essen, Trinken und Schlafen, nur daß sich vorzusetzen ließ, sie werde ihre Liebe nur demjenigen zuwenden, zu dem sie ihr Herz hingezogen, diesem aber dann auch ohne jede Rücksicht und mit ganzer Treue angehören. Arnold las dies und fühlte es aus ihren Blicken und ihm war die sanftmüthige Indianerin fast noch interessanter und sympathischer, als die von Gluth und Leidenschaft überströmende Nina, ganz abgesehen davon, daß für ihn die Gegen-

wart immer mehr Macht besaß, als Vergangenheit und Zukunft.

Der Ausdruck seines Gesichtes war inzwischen ein sehr ernster geworden. Allerdings war er einem fast sicheren Tod entgangen, aber seine Lage blieb immer höchst gefährlich. Er befand sich allein und ohne Waffen inmitten einer Gegend, deren Bevölkerung zum überwiegenden Theile den Franzosen und der Intervention feindlich gesinnt war. Begegneten ihm Personen, die ihn nicht kannten, so konnte er irgend welche Gründe erfinden, um seine Anwesenheit in dieser Gegend zu rechtfertigen. Traf er aber zufällig mit Don Manuel d'Aroa oder Don Juan Pablo, oder einem der Genossen desselben zusammen, so war er verloren. So viel Verlorenes es auch für ihn hatte, Donna Elvira wiederzusehen, so wäre er doch lieber in Rebellion bei dem Corps des Obersten Du Pin gewesen. Aber wie sollte er Mata bewegen, ihn dorthin, anstatt nach der Hacienda Favorita zu „Nina“ zu führen?

„Mein theures Mädchen,“ sagte er, zärtlich die Hand der Indianerin erfassend, „ich bin dir zu unendlichem Danke verpflichtet, das habe ich dir schon gesagt und werde es stets wiederholen. Du hast mich einer Gefahr entzogen, die ohne dich tödlich werden mußte. Aber nun überlege auch ruhig und vernünftig, ob du mich nicht in eine neue Gefahr führen willst, die vielleicht ebenso groß werden kann, wie die überhandene. Wenn Don Juan Pablo und seine Genossen zurückkehren, so werden sie bald begreifen, daß irgend Jemand absichtlich das Feuerwerk in Brand gesetzt hat, um sie zu erschrecken und mich zu retten. Sie werden Untersuchungen anstellen und höchst wahrscheinlich endlich auf die wahre Spur geraten und uns bis zur Hacienda Favorita folgen. Fänden sie mich dort, so wäre mir der Tod sicher. Das ist der eine Punkt, den ich dir zu überlegen geben möchte. Und mache nicht ein so ernstes oder trauriges Gesicht!“ — dabei streichelte er sanft die Wangen der Indianerin, in deren höchst aufmerksamer Miene sich Besorgnis und Furcht zeigte — „sondern bleibe mir weiter an und sieh zu, ob du mich verstehen kannst. Ich liebe Donna Elvira, das ist wahr, und ich weiß nicht daran, daß auch sie mich aufrichtig liebt. Aber welche Folgen soll diese Liebe haben? Weißt du denn, ob ich Donna Elvira heirathen kann, und mir ihr Vater sie zur Frau geben würde? Darf ich als Soldat mein Leben um einer solchen Liebesangelegenheit willen auf's Spiel zu setzen? Wenn ich mich aufrichtig selbst frage, so weiß ich nicht, ob ich Donna Elvira mehr liebe, als mein Leben, und das müßte ich doch, wenn ich ihrem Willen unter meinen Feinden verweilte! Ich glaube auch, daß Donna Elvira mich nach einigen Monaten oder Jahren vergessen wird, wenn sie mich nicht wiederfindet. Selten stirbt ein junges Mädchen an einer vergeblichen Sehnsucht. Hast du mich bis dahin verstanden, mein reizendes Kind?“

„O ja,“ antwortete Mata, traurig den Kopf neigend. „Höre nur fort!“

„Es klingt dir vielleicht hartherzig, wenn ich so spreche,“ sagte Arnold. „Aber, du mußt bedenken, daß ich Donna Elvira erst so kurze Zeit kenne und daß ich in der That nicht weiß, ob ihre Liebe zu mir dauernd sein würde, als zu Don Manuel.“

Mata unterbrach ihn nicht mit Worten, aber ihr langames Kopfschütteln sollte andeuten, daß er sich irre, wenn er diese beiden Gefühle Nina's auf ein und dieselbe Stufe stelle.

„Genug, ich halte es für besser,“ fuhr er fort, „wenn ich Donna Elvira nicht wiedersehe. Du weißt gewiß einen Ort, wo uns Niemand suchen wird, und wo ich so lange verborgen bleiben kann, bis es mir gelingt, Meckeln zu erreichen. Sage selbst, ob es Elvira nicht viel mehr schmerzen würde, wenn ich vor ihren Augen gefangen und getödtet würde, als wenn sie mich niemals wiederfände?“

„Du bist gewiß ein kluger Mann,“ sagte Mata, wieder langsam den Kopf schüttelnd. „Aber du kennst Nina's Herz nicht. Wenn sie nur einen Tag mit dir glücklich wäre, so würde diese Erinnerung sie für das ganze Leben trösten.“

Arnold sah wohl ein, daß er dieses einfach und natürlich klingende Herz nicht mit den Klugeleien seiner Vernunft überreden könne. In Mata's Gegenwart fühlte er durchaus keine Sehnsucht nach Elvira, das Opfer wurde ihm also nicht schwer. Es lag ein Zauber in den sanften Zügen Mata's, in der unergründlichen Tiefe ihrer Augen, der ihn Alles, außer der Gegenwart, vergessen ließ. Sie in den Armen zu halten, mit ihr das flüchtige Glück einer glücklichen geheimen Liebe in den Schatten dieser Wälder, dieser Palmen-, Orangen- und Myrthenhaine durchzuatmen, und dann nach Rebellion zurückzuführen, um neue Gefahren aufzusuchen — dieser Gedanke hatte im Augenblick mehr Verführerisches für ihn, als ein Besuch bei Elvira. Er nahm ja das Leben leicht — er wollte es leicht nehmen. Wozu diese schweren, ernsten Verhältnisse, die mit seiner ganzen Laufbahn gar nicht übereinstimmten und ihn, den Schmetterling, in Nege verwickeln konnten, die er stets gefürchtet.

„Mein theures Kind,“ sagte er leise und fle an der Hand, die er noch immer in

der seinen hielt, sanft an sich ziehend, „glaube mir, meine Bekanntschaft mit Tuerer Nina ist eine flüchtige und sie sagt dieselbe erster auf, als ich gestatten darf. Du hast mir einen tieferen Eindruck gemacht, holte Mata, als keine Nina und außerdem bist du ja die Metterin meines Lebens! Laß uns einige Tage im verborgenen leben, ganz allein, nur für einander! Zwar müssen wir scheiden, aber du sagst ja selbst, daß eine solche Erinnerung ein Trost ist für das ganze Leben. Ich wenigstens werde deiner nie vergessen! Süße Mata, laß uns nicht zu der beständigen wilden Nina gehen, laß uns mit einander glücklich sein, wie jene schönen Schmetterlinge, die dort oben an den Blüten spielen. Seit ich dich gesehen, verlange ich nichts Anderes mehr!“

Er hatte seinen Arm um sie geschlungen und ihre Brust ruhte an der seinen, der natürlichen Gewalt nachgebend, welche die Umarmung des schönen jungen Mannes auf sie ausübte. Ihr Herz klopfte, daß er es fühlte. Einen Augenblick berührte er ihre Lippen — dann aber durchzuckte es sie wie ein elektrischer Schlag. Sie rief ihn von sich, sprang fort, eilte über den kleinen Rasenplatz. Einen Moment dachte Arnold mit jähem Schreck, daß sie ihn verlassen werde. Aber er sah, wie sie am Rande des Gebüsches auf die Knie sank, ihr Gesicht in den Händen verbarg und bitterlich weinte.

Es war keine beneidenswerthe Rolle, die Arnold in diesem Augenblicke spielte. Er sagte sich selbst, daß er sich von einer augenblicklichen Aufwallung seines heißen Temperamentes zu einem Schritt hinreißen lassen, der ihn in den Augen Mata's herabsetzte. So sehr Naturkind war diese Indianerin denn doch nicht, daß er ihr gegenüber hätte handeln und sprechen können, wie es ihm der Augenblick eingab. Wenn auch nicht ihr Verstand, so war doch ihr Herz sehr gebildet genug, um das Unzarte seiner Liebeswerbung zu fühlen. Wäre Arnold ein roher Guerillero gewesen, wie mancher seiner Kameraden, so würde er sich wenig darum gekümmert haben, was die Indianerin, das arme Kind eines merikanischen Rancho, von ihm dachte. Aber er war nur leichtsinnig und leicht erregbar, nicht roher. Er fühlte gut genug, daß er der Indianerin, auf die seine äußerliche Erscheinung schon deshalb nicht ohne Wirkung geblieben sein konnte, weil sie in ihm den Gesalbten ihrer vergötterten Nina vor sich sah, eine gefährliche Schlinge gelegt habe. Entweder sie blieb ihrer Herrin treu, dann mußte sie ihre eigenen Empfindungen unterdrücken, oder sie unterlag dem Eindrucke des verführerischen Moments und beging damit einen Verrath an ihrer Liebe zur Herrin, Freundin und Gespielin.

Arnold erhob sich. Er fühlte sein Unrecht und fragte sich, ob wohl Elvira in einem ähnlichen Falle gehandelt haben würde, wie dieses einfache indianische Kind. Er ging auf sie zu und ihre Schulter sanft berührend sagte er leise:

„Ich bitte dich um Verzeihung, Mata. Ich habe dich beleidigt, mehr als ich abnte. Meine Empfindung für dich ist nicht fort. Ich vergaß, daß du mich nur um Nina's willen gerettet und daß du mich zu ihr führen wolltest.“

Sie antwortete nicht und weinte noch immer still. Wie schwer mußte der Kampf in ihr sein, wenn auch sie von einer eben so schnellen und heftigen Leidenschaft für ihn ergriffen worden, wie die reiche und stolze Herrin! Er vermochte nicht weiter zu sprechen, denn er fühlte die Gefahr, die möglicher Weise in seinen Worten lag. Er bereute aufrichtig, was er gethan, obwohl vielleicht die nächste Stunde ihm eine ähnliche Verlockung hätte in den Weg werfen können.

„Steh' auf, liebe Mata!“ hat er endlich. „Laß uns vergessen, was geschehen, und laß uns ruhig über das sprechen, was wir nun thun müssen!“

„Mata will dich nach Meckeln führen, wenn du es verlangst!“ sagte das Indianermädchen, ohne den Kopf nach ihm hinzuwenden. „Aber Mata kann nicht länger mit dir zusammen bleiben, um Nina's willen, denn sie liebt ihre Herrin.“

„Nun, so führe mich zu Nina, aber nur auf eine Stunde, einen Tag vielleicht!“ rief Arnold. „Um deinetwillen will ich Nina begrüßen, ich bin es Dir schuldig!“

„Aber du liebst ja unsere Nina nicht!“ sagte Mata leise und noch immer mit gesenktem Kopf. „Du hast sie vergessen — was willst du bei ihr?“

„Nur um deinetwillen habe ich sie vergessen!“ antwortete Arnold, von dem doppelten Wunsch befeuert, der Indianerin ein Zeichen seiner Dankbarkeit dadurch zu geben, daß er sich von ihr zu Nina führen ließ, und außerdem, dieses eigenthümliche Abenteuer fortzusetzen. „Ich fühle, daß du Recht hast, und ich lehre zu dem zurück, was meine Pflicht ist, nämlich deinen Wünschen zu folgen und nicht, dich und Nina zu beleidigen. Führe mich nach der Hacienda Favorita, wenn du glaubst, daß ich Nina ohne Lebensgefahr sehen kann.“

„Aber wenn du Nina nicht mehr liebst, kannst du nicht zu ihr gehen.“

In ihrer Besonnenheit, in der anmutigen Scham, die sie fühlte, in der Scheu, die Augen zu demjenigen aufzuschlagen, der sie an sein Herz gezogen und den sie doch nicht lieben durfte, lag etwas so Reizendes und Rührendes, daß Arnold sich beherrschte, um nicht abermals



Worte zu sprechen, die sie noch mehr in Verwirrung gefügt hätten.  
„Und wäre es auch nur beinetwillen, so will ich jetzt Nina sehen,“ sagte er. „Ich will dir eine Freude bereiten, wenn es eine Freude für dich ist.“

Nata blühte noch eine Minute vor sich nieder; ihre braune Wange war dunkel-rot gefärbt. Dann sagte sie: „Komm!“ und schritt ihm voran in das Dicht.

(Fortsetzung folgt.)

**Eisenbahn-Depot in Bloomington, Indiana, verbrannt.** Um drei Uhr gestern Morgen wurde das Eisenbahn-Depot in Bloomington, Ind., an der Linie der E. M. u. C. Eisenbahn ein Raub der Flammen. Die Flammen griffen mit solcher Gewalt um sich, daß alle Anstrengungen, um die Gebäulichkeiten zu retten, erfolglos waren. Das Feuer soll dadurch entstanden sein, daß der Blitz das Gebäude getroffen hat. Das schwere Gewitter trat um sechs Uhr Abends dort ein und währte während zwölf Stunden. Das Depot war das beste Gebäude dieser Art zwischen New Albany und Lafayette.

**Aus Pittsburg wird Folgendes berichtet:**

Am letzten Freitag Nachmittag trug sich in der Springgarden Run, 7. Ward, Allegheny, ein Ereignis zu, das wieder einmal ein Beispiel von einer wahren Mutterliebe gibt. Das zwischen zwei und drei Jahre alte Söhnchen des Herrn Henry Marzoff, das in dem Hofe bei dessen Wohnung befindlichen 20 Fuß tiefen Brunnen, von dem die Bedienung weggenommen war, indem der Schwiegervater des Herrn Marzoff, Herr Alf. Roth, eine Reparatur daran vorzunehmen im Begriff stand. Die Mutter, die sich zur Zeit mit andern Personen im Hofe befand und das Kind hineinschleusen sah, sprang ihm im Augenblick nach, erfaßte es sogleich und hielt sich an dem Pumpenstiel fest, bis man ihr zu Hilfe kommen konnte. Das Kind erlitt keinen Schaden, leider jedoch ist Frau Marzoff bedeutend verletzt und liegt krank darnieder. Wir hoffen, daß sie bald wieder genesen werde.

**Prof. L. H. Weber in Leipzig** giebt folgendes Mittel an, um zu verhindern, daß Scheintote lebendig begraben werden:

Man nehme ein in Wasser getauchtes wolleues Stück Zeug und reibe damit eine kleine Stelle der Haut des Verstorbenen an einer Hand oder an der Stirn zwei Minuten lang, wodurch die Oberhaut entfernt wird. Ist der Tod wirklich eingetreten, so trocknet nach 6 bis 12 Stunden die Stelle, sie wird gelblich braun, hart und durchsichtig, wie Horn, geschwunden, und daher an der Oberfläche vertieft. Zugleich erbleicht man in ihr die Adern mit dem in ihnen enthaltenen ausgeflossenen Blute.

Ist aber noch ein Wiedererwachen zu denken, so trocknet die Haut nicht aus, sondern wird roth, feucht und bedeckt sich mit einem dünnen Häutchen.

Dieser einfache und leichte Versuch sollte nie vergessen werden.

**Folgende Notiz vom General-Lieutenant Sherman empfehlen wir der Beachtung der alten Soldaten der Freiwilligen Armee:**

Es wird hiermit angezeigt, daß sich die Gesellschaften, welche die Armeen von Tennessee, Cumberland, Ohio und Georgia repräsentieren, am 15. und 16. Dezember 1868 in Chicago versammeln werden.

Die Versammlung hat einen rein socialen Zweck und ist dazu bestimmt, die Erinnerung an den Krieg zu erhalten und die Freundschaften, welche während dieser Periode unserer nationalen Geschichte geschlossen wurden, wieder aufzufrischen. Alle Veteranen sind freundlichst eingeladen, an der Zusammenkunft theilzunehmen.

Ein Redner ist für jede Armee ernannt worden, welcher an dieselben am Abend des 15. Decembers eine Rede halten wird.

Am Abend des 16. Decembers findet ein großes Banquet statt.

General Wm. E. Strong, Chicago, Ill., ist bereit, jedwede Auskunft zu geben und ist derselbe mit den einflussreichen Arrangements beauftragt, bis ein gemeinsames Arrangement-Komitee ernannt worden ist, um obigen Plan zur Ausführung zu bringen.

W. L. Sherman, Gen.-Lieut. der Ver. St. Armee.

Wie aus einer Anzeige ersichtlich, hat Herr Charles Rauchs in 103½ vierte Straße jeden einen neuen Vorrath von Kinderkleidern, gestickten Taschentüchern, Spitzen, Unterrocken u. s. w. erhalten und verkauft dieselben zu den billigsten Preisen. Daß Herr Rauchs nur gute und dauerhaft Waaren hält, ist so bekannt, als daß wir speziell darauf aufmerksam zu machen hätten.

**In New Albany** verließen bis zum Samstag folgende deutsche Briefe in der dortigen Postoffice:

Amador W. Käte	Reibel Jos
Bühlo Jos	Ritter Jacob
Dohl Rufus	Roh Simon
Reil Christian	Ritter W. Catherine
Stilbald J.	Schmidt Garmon
Wolf Jos	

## Omnibus-Briefkasten.

**Abonnent, Louisville.**—Eine neue Bignette wird selten beim ersten Mal hübsch gedruckt, da sie genau zugerichtet sein muß. Unterwerfen Sie gefälligst der Titelvignette (Omnibus) einer sorgfältigen Prüfung und Sie werden zugeben, daß sie bereits anständig ausfällt, obgleich sie noch verbessert werden wird.

**Hrn. H. W. Vincennes, Ind.**—Daran kann nur die Postoffice Schuld sein, der neue Schwager fährt so, wie der alte. Ihrem Heinrich Büch—gönnten wir die Zeitung nicht roth drucken.

**Hrn. H. W. New Liberty, Ill.**—Können Ihnen keinen Abzug für ihre Barrels verschaffen. Denselben und ausführlichen Marktbericht über Käuferarbeit finden Sie im Volksblatt. Das Geschäft ist hier nicht sehr lebhaft. Da Sie gute trockene weichenen Dauben und Äpfel haben, selbst guter Arbeiter sind, Ihre Werksstätte gerade an der Landung liegt und Sie leicht verkaufen können, so sollte Ihnen das nicht schwer fallen. Werden Ihrer bei Gelegenheit erwähnt.

## Städtisches und allgemeines Neuigkeiten A. D. C.

**Am heutigen Nachmittag** findet im Woodland Garten von dem Director des Louisville Theaters ein großes Sacred Concert statt, welches die Besucher auf das Angenehmste unterhalten wird. Abends wird die rühmlichst bekannte Tyroler Familie Schwenberger ein großes Concert geben, worauf wir namentlich Freunde des Gesanges aufmerksam machen. Die Familie hat üb. all. wo sie ihr Erscheinen machte, die größte Bewunderung gefunden und wird auch hier nicht versagen, die Besucher auf das Angenehmste zu unterhalten.

**Bessere Bilder als wir:** Herr Klauber in seinem Atelier an Markstraße anfertigt, können wohl schwerlich in dieser Stadt gefunden werden und hat Herr Klauber durch die Vergrößerung seines Ateliers alle Mittel an Hand, um selbst die größten Photographien anzufertigen. Seine Preise sind außerst liberal und wird es Niemandem gereuen, sein Atelier zu besuchen.

**Catharine Fursborn** erhielt in der Common Pleas Court wegen Verläumdung durch Albert Barth \$750 Schadens ersatz zugesprochen. Hr. Dannert, der fähige deutsche Advokat, führte die Anklage in einer solchen gebieterischen und gewandten Weise, daß die Jury, welcher der Fall unterbreitet wurde, ten Angeklagten schuldig befand und ihn verurtheilte.

**Der neue Bischof der Diocese Louisville, Dr. McGlothy,** verweilt noch in Rom und wird nicht vor dem 1. Juni hier eintreffen.

**In Passagier der Markstraße-Eisenbahn,** welcher sich noch des Besitzes von silbernen Münzen erfreut, dieselben jedoch unvorsichtiger Weise unter Nidels vermischt, legte in die Slawson Box des Karren No. 12 aus Versehen einen silbernen Viertel Dollar. Er bemerkte nach kurzer Zeit den Verlust der Silbermünze und erhielt dieselbe gegen Erlegung eines Nidels zurück.

**Es ist eine reichliche Ernte** in diesem Jahre sind die Aussichten außerst günstig und wird aus Texas Folgendes berichtet: „Das neue Jahr läßt sich gut an. Die ersten drei Monate waren über alle Erwartung milde und regenreich; vom Winter haben wir kaum etwas gesehen: kein kalter Nordwind hat den ersten Blüten oder dem jungen Weizen und Korn Schaden getan. Auf den Prärien steht das Gras üppig und die Blumen in reichem Farbenpracht. Die Wälder sind bereits dicht belaubt und der Weizen schießt in Aehren. In den Gärten ist die Fülle der prächtvollsten Rosen wahrhaft zauberisch. Die Heuschrecken haben sich in guter Zeit davon gemacht und die gesieberten Gärten des heiseren Südens sind dafür eingegangen, der Wisp poor-will, der Kolibri, der Kardinal und Andere. Nie haben wir bessere Ernteaussichten gehabt und jetzt langen Jahren zum ersten Male macht der Farmer ein freundliches und zufriedenes Gesicht. Wir versprechen uns Getreide und Obst in Fülle.“

**Gestern Nachmittag** entschied Richter Sittes von der Common Pleas Court, daß Dr. George Collins, der Mörder des Hausfreis Manley, nicht zu Bürgschaft zugelassen werden könne. Der Angeklagte wurde sodann zur Jail gebracht, um seinen endgültigen Prozeß vor dem Criminalgericht abzuwarten.

**Heute wird es im Edwengarten,** wie Hr. Ebert sagt, ein Gallatag werden. Die Great Western Star Band wird Nachmittags ein großes Concert veranstalten und nur die besten Musikstücke aufspielen. Das beste Cincinnati Lagerbier und reine Weine stehen den Gästen zur Verfügung, ebenso kalte Speisen bester Qualität.

**In Louisville** sind gegenwärtig 335 lizenzierte Kaffeehäuser und Tavernen, welche je von \$100—300 jährlich an den Stadtschatz bezahlen.

**Soch u. Leonard,** die besten bekannten Händler in Weinen und Liqueuren, haben einen ausgezeichneten Vorrath von Weinen, Liqueuren und Cigaren in ihrem Store, welche sie zu den liberalsten Preisen an ihre Kunden ablassen.

**Die Straße, zwischen fünfteher und sechsheher, befindet sich** in einem erbärmlichen Zustande und scheint seit Jahren vom dem Straßen-Inspetor unberücksichtigt geblieben zu sein.

**Morgen beginnt der Mal-Termin** der Jefferson Circuit Court. Eine große Zahl Klagen liegen vor. Ebenso wird die Jefferson County Court in Sitzung sein.

**Nur die besten Getränke,** schäumen des Bier und reiner Wein, sind bei Hrn. John B. Hermann an der Bardetown Road, nahe Phöhr Hill, zu finden. Hr. Hermann ist ein coulantier Weith und läßt es seinen Gästen nicht an aufmerksamer Bedienung fehlen.

**Omnibuss, und zwar elegante neue,** werden in den nächsten von der Louisville Transfer Compagnie für den Personen-Verkehr nach den Eisenbahn-Depots benützt werden.

**Feiffer's Brauerei** ist jetzt vollständig im Stande, die Kunden mit einem wirklich guten Lagerbier zu versehen. Der Vorrath ist so groß, daß an einen Biermangel in diesem Jahre nicht zu denken, und nebenbei ist der Stoff ein ausgezeichneter. Den Jüngern Guttenbergs in unserer Office wurde gestern ein Häfchen des ersten Gerstenlases verehrt, und da dieselben Kenner sind, so können wir nur sagen, daß das allgemeine Verdict „Vortrefflich“ lautet.

**Quast, H. W.,** ein alter Louisville Bürger, hat mit seiner Frau eine Vergnügungsbereise nach Deutschland angetreten, und wird zuerst seine Vaterstadt Hamburg besuchen.

**Nach freundlich und annehmlich** ist es Sonntag auf Phöhr Hill. Das Bier ist gut, die Gesellschaft gemüthlich und die Aussicht auf den Ohio und unsere Nachtarbäte schön. Daß dieser beliebte Vergnügungspfad die Centralisation aller lustigen Leute ist, liegt auf der Hand. Es ist aber auch ein Genuß, bei einem Glase schäumenden Biers die schöne Aussicht zu genießen.

**Schierdächer** sind seit letzter Zeit in unserer Stadt sehr in Aufnahme gekommen, und war es Hr. John Henry Schöder, welcher dieselben hier einführt. Seine Schiefer-Niederlage befindet sich neben der Turnhalle und ist Hr. Schöder in den Stand gesetzt, außer Schieferdächern auch andere Deckbedeckungen prompt und reell zu liefern.

**Timothy H. u. wird** in Barren vom unteren Fluß in großen Quantitäten zur Stadt gebracht und erzielt gute Preise.

**Am das dreizehnte Stiftungsfest** des Frauen Unterstützungs-Vereins, welches morgen im Hanauer Garten stattfinden wird, zu einem der glänzendsten zu machen, sind die größten Vorbereitungen getroffen und wird dasselbe jedenfalls den Theilnehmern einen vergnügten Tag geben.

**Uoriges Jahr** wurden die Gräber der Unionssoldaten auf Cave Hill durch der Union treue Damenhände geschmückt, und ist es erfreulich, daß diese heilige Pflicht auch in diesem Jahre erfüllt werden soll.

**Wer ein gutes Gewehr,** einen Revolver oder sonstige in das Fach von Büchsenmiedern gehörende Artikel zu erhalten wünscht, sollte den Store des Hrn. B. Auer, No. 7 Markstraße, zwischen erster und zweiter, besuchen und das reichhaltige Lager in Augenschein nehmen.

**Antippe war die Frau von Sokrates,** des bekannten griechischen Weisen. **Youghiopheny u. Pomeroy** Kohlen werden zu \$4. Pittsburg Kohlen zu \$4.50 per Wagenladung verkauft.

**Reinlich reinlich** sind gegenwärtig die Straßen unserer Stadt und werden alle Anstrengungen vom Gesundheitsrath gemacht, um epidemische Krankheiten von unserer Stadt fern zu halten. Ralk ist eines der besten disinfectirenden Mittel.

**Matte des Grütli-Bereins.** Morgen hält zum Besten seiner Wittwen und Waisen der hier rühmlichst bekannte Grütli Verein sein Mattee im Woodland-Garten ab. Wir können unser Publikum ohne Uebertreibung versichern, daß die erwähnte Festlichkeit zu den schönsten Jahren werden wird, die in diesem Jahre überhaupt stattfinden. Die Vorbereitung ist in wahrhaft großartigem Maßstabe getroffen und da das Fest außerdem einen wohlthätigen Zweck verfolgt, so steht schon von dem oft erprobten Nützlichkeitssinne unserer liberalen Deutschen zu erwarten, daß die Theilnahme nicht allein eine zahlreiche, sondern allgemeine sein wird.

**Morgens findet unter Borantritt** der durch ihre tadellosen Leistungen vortheilhaft bekannten „Great Western Star Band“ ein Umzug durch die Straßen Louisvilles bis zum Festplatz statt. Dort wird Gesang, Spiel und Tanz mit einander im Programm wechseln und sämtliche Besucher die zum Abend, wann der Ball stattfindet, auf's Angenehmste unterhalten. Herr Hauman wird die Gespinnthe halten und einen neuen Beweis seiner fulminanten Redefertigkeit geben.

**Auch für die leiblichen Bedürfnisse** ist in jeder Hinsicht Sorge getragen. Herr Strube liefert bekanntlich gute Speisen und Bier, und die Weine kommen aus dem renomirten Keller des Hrn. C. Henry hind. Wo also so viele Annehmlichkeiten geboten werden, wird auch das Publikum nicht theilnahelos bleiben und sich in Mass den süßlichen und gemüthlichen Mitgliedern des Grütli-Vereins anschließen.

## Verhandlungen des Polizeigerichts.

(Vor Richter E. S. Craig.)

Samstag, den 2. Mai 1868.

**Die Friedensklage von M. E. Forst** gegen Louis Landauer wurde, da Kläger nicht erschien, zu dergeschlagen und muß Kläger die Kosten bezahlen.

**Die Klage von G. L. Bergmann** gegen Cornelius Murphy, welcher von Käger Grundstück Sand genommen haben soll, wurde an die Grand Jury überwiesen.

**J. Baker** wurde für seinen Raub um die Prozesskosten bestraft. Der Richter belegte ihn erst mit \$3 Strafe, erließ ihm jedoch dieselbe mit der Warnung, nicht wieder vor sein Forum zu erscheinen.

**Jeramion Donahue,** beschuldigt, von R. Moore u. Co. \$67.50 unter falschen Vorwänden erlangt zu haben, wurde festgenommen.

**Die Brandstiftungs-Anklage** gegen Bal. Besman wurde bis Mittwoch verschoben und der Anz. klage unter Bürgschaft gestellt.

**Die Brandstiftungs-Anklage** gegen J. H. Burton, Walter Burton und J. D. Neil wurde sodann ausgerufen. Walter Burton erschien nicht und ergab das Zeugnis, daß D'Neil unschuldig war; er wurde demgemäß freigesprochen. J. H. Burton wurde unter \$600 Bürgschaft an die Grand Jury verwiesen und zur Jail geschickt.

**Nancy Walker,** eine scheinbar schwachsinigke Frau, wurde unter der Anklage, verheiratete Saken von Mab. Ferguson gestohlen zu haben, unter \$300 Bürgschaft an die Grand Jury überwiesen.

**Auktionsverkauf.** Die H. J. R. Schaffer u. Co. werden am Mittwoch, den 6. Mai, um 4 Uhr Nachmittags, ein prachtvolles Wohnhaus nebst Lot, gelegen an Mainstraße, zwischen Clay und Schilby, verkaufen. Näheres ist in der Anzeige zu erfahren.

**Gestern Morgen** fand im Court-house die demokratische Convention für Nomination eines Richters und Anwalts statt, und wurde H. M. Bruce als Candidat für Richter und Hr. Philip Lee als Candidat für Staatsanwalt nominiert.

**Folgende Personen** reichten unter dem Bankrotgesetz Gesuche um Entlassung von ihren Schulden ein: Horace C. Ashton, Fleming Co. Frank Kogalar, Louisville. Wm. Randle, jr., Todd Co.

**Hausfrauen und Besitzer** von Hotels machen wir darauf aufmerksam, daß sie die besten Victualien und Delikatessen von den Herren Monahan u. Son in dritter Straße, zwischen Markt und Jefferson beziehen können. Die schmackhaftesten Fische, Wildpret und sämtliche feine Produkte des Südens, die aus New Orleans importirt werden, sind stets zu billigen Preisen vorrätig.

**Dem Blumen- und Sammlendeptement** des Herrn Monahan steht Herr E. E. de vor, dessen freundliches und zu vornehmendes Benehmen dem in Rede stehenden Geschäft zum großen Vortheil theil gereicht.

**Sommertheater.** Herr Anton Graff, unserm Publikum bereits äußerst vortheilhaft bekannt, hat die Direction des früh. unter Hefer's Leitung stehenden Sommertheaters übernommen und wird am 15. Mai die Saison eröffnen. Mitglieder des darstellenden Personals sind die Herren: Anton Graff, Anton Höllger, Koff, Schmitz, Hübnar, Henry Graff und die Damen Frä. Marie Graff, Frau Neumann-Wensl, Fr. Koff und Frä. Schmitz. Die Musikdirection hat Herr Anton Höllger übernommen. Wir wollen wünschen und hoffen, daß Herr Graff in seinen lobenswerthen Bestrebungen, hier eine stabile deutsche Bühne zu gründen, vom Publikum nachdrücklich unterstützt wird.

**Jacob Schmitt.** Die Markstraße, welche besonders zwischen der dritten und vierten Straße in letzter Zeit durch den Bau mehrerer prächtiger Häuser verschönert wurde, hat durch das Eisenwaaren-Geschäft des Hrn. Jacob Schmitt eine ihrer glänzendsten Zierden erhalten. Die in R. de stehende Firma besitzt unzweifelhaft das größte Eisenwaaren-Geschäft in der Stadt und nimmt eine achtbare, beneidenswerthe Stellung in der Handelswelt ein.

Herr Schmitt hat es verstanden, sich durch unermühtlichen Fleiß, Aeltlichkeit und richtiges Verständnis der zu wählenden Chancen zu einem unserer einflussreichsten und respectabelsten Kaufleute emporzuarbeiten und besitzt unter der großen Mehrzahl der hier lebenden Deutschen und Amerikaner warme Freunde und treue Kunden.

Herr Schmitt verdankt seinen erfreulichen Erfolg seiner gewissenhaften Geschäftsführung. Sämtliche Waaren sind solid, dauerhaft und billig. Es liegt im Interesse aller Kleinhandler und Handwerker, ihre Werkzeuge, Nägel, Eisen, Blech, Messer, Plügematerialien u. s. w. bei Herrn Schmitt zu kaufen und zu verweisen wir besonders unsere Leser auf dem Lande, wenn sie in der Stadt ihre Einkäufe machen, auf die erwähnte Firma in No. 99 Markstraße, zwischen dritter und vierter. Sie werden sich überzeugen, daß sie nirgends besser, billiger und zuvorkommender bedient werden, als bei Hrn. Jacob Schmitt.

**New Albany Notizen.** Der heutige Gewitter-Regen der vorletzten Nacht hat großen Schaden verursacht.

**Aus Rem-Libson in Wayne County, Ind.,** kommt die Nachricht, daß am letzten Dienstag Nachmittag in einem Orocorykore zwei Regs Pulver explodirten und das Gebäude durch die Explosion schwer beschädigt wurde. Glücklicherweise befanden sich zur Zeit keine Leute in dem Store. Ueber die Entschung des Unglücks sind noch keine nähere Berichte vorhanden.

**Vor einigen Nächten** hörte eine Dame welche an der unteren Springstraße wohnt, ein Geräusch an der Hausthür, und brach der Einbrecher einen Fensterladen. Die Frau zündete sodann ein Licht an, worauf der Schuft das Weite suchte.

**Edgar B. Meham,** welcher in der Circuit Court wegen Mord angeklagt war, wurde freigesprochen, da bewiesen wurde, daß der Angeklagte nur in Selbstvertheidigung handelte.

**Die Brignoli Operntroupe** wird am nächsten Samstag in der Mass-Halle ein Concert veranstalten.

**Die Leiche einer wahnsinnigen Frau,** Namens Anna Cooney, wurde in der Nähe von Louisville, Ind., in einem Graben gefunden. Sie war seit der Verhaftung ihres Sohnes als Geisteskrankerin in ein Asyl gebracht worden, wo sie sich auf eine Schiene der Eisenbahn niedergelassen und von dem Aufhänger in den Graben geworfen wurde. Ihre Kleider wurden etwa eine Meile von dem Graben gefunden, wo sie ihren Tod fand.

**Reo. Hill,** von der Centenary-Kirche, wird heute Morgen mehrere erwachsene Personen taufen.

**Als vorgestern Ab.** und gegen zehn Uhr der Polyzist Schneider entlang Washingtonstraße, zwischen Shelby und Campbell, passirte, fand er vor der Thür des Hrn. Miller ein etwa ein Monat altes farbige Kind leg. W. Der das Kind dahin gelegt und wor die Mutter desselben ist, ist noch im Dunkel gehüllt.

**Im Mai-Termin** des Criminalgerichtes werden folgende Prozeße verhandelt:

Worden P. Bahn.	Geo. Rollison.
Andrew Monro.	James A. Minor.
W. B. Hole.	Robt. Scott.
Worden P. Bahn.	Jos. Morgan.
Wontlie Demmerich.	Henry French.
Emil Hartmann.	Geo. Sherman.
Geo. Regure.	John Wells.
Wolf Kaba u. Kate.	John McLellan.
S. Hammond.	John Badley.
Wm. Schieber.	John Gevick.
Frank Hilrich.	Allen Crittenden.
John Boardman.	John Hemy.
Miss Gallagher.	H. J. Lov.
Jacques Sirous.	Thos. Kelly.
R. T. Waitingly.	Wm. Kriel.
James Murphy.	Henry C. Reiser.
Alx. Thurston.	Geo. Collins.
D. Seiler.	Strippan Marks.
Thos. Carrigan.	Julia Higgins.
Neuben Saunders.	Thos. Green.
Wm. Alford.	John J. Nevil.
Did. Ellison.	Albert Job son.
Jas. E. Shively.	Alx. Mitchell.
Mary Davis.	Pat. O'Connor.
Geo. W. Hinton.	Sarah Lawe.
Wm. Dorsey.	Richard Mudd.
James Cook.	Robt. Halloran.
Arton Brent.	C. B. Smith.
Emma Patterson.	W. Sprabling, sen.
W. P. Dörn.	James Williams.
Allen u. John R. H. Wm. Brown.	
River Road Co. (2) Jas. Walter.	
Theodor Engelbach.	Wm. Artburn.
J. Drake u. M. Ella Page.	
Amron.	Phil. Seip.
Marison Glover.	A. W. Bull.
Scott.	J. u. C. Kaufman.
Louis Vogt.	Ellen Fox u. Wm. Boardman.
John Smith.	Jno. Wells.
Robt. Halloran.	John Kerr.
Dallas Gardner.	G. S. Robertson.
Martin Shell.	Adam Jacob.
David Young.	Alice Thompson.
John McManara.	Wm. McKinney.
Frank Wallace.	James Lewis.
Frank Rity.	Nancy Woodruff.
Alorzo Kittle.	Mich. Norton.
Eliz. Wheat.	Ellen Hildman.
Wm. Williams.	

**Der Termin** beginnt am Montag unter Vorsitz von Richter O. W. Johnston.

**Folgende Gerichts-Sitzen** wurden im Laufe der letzten Woche, vom 24. April bis zum 1. Mai ausgegeben:

Frank J. Woeller mit Mathias Waker.  
John Hofferdom mit Mary Hiteman  
Henry J. Waters mit Indiana Clark.  
Thos. Roughan mit Bridget Wallace.  
Hargus Donahue mit Mary Baby.  
Robert Ducker mit Cathrine C. Walten.  
James Brown mit Mary Ward.  
George Reider mit Lizzy Scherhane.  
John Gern mit Catherine Brady.  
Owen Cooney mit Mary Kelley.  
Thos. Arnold mit Frances Baumgardner.  
Henry Schneider mit Elsiea Bradmann.  
Charles B. Trunich mit Mariet Thurman.  
Jof. Runfermann mit Anna Compagnie.  
C. O. Horst mit Elizabeth C. Harris.  
D. Martin mit Margaret Shoducky.  
Jacob Reiz mit Pauline B. Ri.  
Henry S. Wope mit Callie M. C. Marshall.  
C. B. Bredendige mit Rosa E. McKnight.  
Martin Krops mit Rosa Diden.  
Jacob Dieb mit Karolina Bahn.  
Jacob Beder mit Catherine Dier.

**Eine große Anzahl Fremder,** welche die Mammoth-Höhle besuchen wollen, passieren täglich durch unsere Stadt.



## OmniBus.

Sonntagsblatt des Louisville Volksblatts.

Herausgeber: Wilhelm Krippenkapel.

Sonntag, 3. Mai 1868.

## Die neue Zeit.

Dichter: R. Roman.

(Vorfassung.)

Geh, meine Prinzen, sagte er jetzt, geh! Schaut Euch die Leiche Eures großen Oheims an und prüft Euch den Anblick tief in Eure Seele, damit Ihr ihn nie vergesst!

Ich werde den großen König nie vergessen, sagte der Kronprinz. Ueber sein offenes, bühnensches Gesicht lag jetzt ein schmerzliches Jucken, und seine Stimme war plötzlich so bewegt und weich, wie sein Vater es niemals sonst gehört. Nein, Majestät, ich werde den großen Friedrich niemals vergessen. Er war immer so gnädig und gütig gegen mich, und erst neulich hat er zu mir so zärtlich und liebevoll gesprochen, wie ein gnädiger Vater, und das hat mir so wohl gethan, und mich so glücklich und froh gemacht, daß ich mein ganzes Leben dafür dankbar sein werde.

Die Thränen, lange zurückgehalten, strömten jetzt aus den Augen des Kronprinzen über seine Wangen nieder, und da der junge Prinz Ludwig seinen Bruder weinen sah, begann auch er zu weinen und murmelte schluchzend: Er ist gegen mich auch immer sehr gnädig gewesen, der hochselige König.

Der König wandte sich ab. Diese Thränen seiner Söhne verletzten ihn. Wer weiß, ob sie so weinen werden, wenn ihr Vater, der König einst stirbt!

Le Roi est mort! Vive le Roi!

Geh hin und zollt der Vergangenheit ein letztes Lebewohl, meine Söhne, damit Ihr nachher desto freudiger der Gegenwart hulldigen könnt!

Die beiden Prinzen machten ihrem Vater eine ceremonielle Verbeugung und gingen rückwärts, wie im militärischen Exercitium, durch das Zimmer zur Thüre hinaus.

Der König schaute ihnen mit düsteren Blicken nach. Steif wie Holz und ungerührt wie Trümpfen, feuerte er. Doch haben sie ein Herz, aber nicht für mich, nicht für ihren Vater! Rief!

Der Kammerer erschien sogleich in der Thür und erwartete mit demütigen Lächeln die Befehle des Bedienten.

Rief, gehe sogleich zu meinem lieben Sohn Alexander, und sage ihm, was hier geschehen ist! Er soll sich mit seinem Hofmeister Herrn von Chapuis sogleich nach Charlottenburg begeben und mich dort erwarten. Soll seiner Mutter sagen, daß ich heute Abend bei ihr den Thee nehmen will und daß sie mich gegen sechs Uhr erwarten darf.

Eure Majestät werden in Charlottenburg übernachtet? fragte der Kammerer mit dem unschuldigen Gesicht und mit niedergebückten Augen.

Ich weiß nicht, erwiderte der König, ich werde vielleicht nach Berlin gehen, und—

Halten Eure Majestät es nicht vielleicht für nöthig, der vermittelten Gemahlin des hochseligen Königs eine Condolenz-Besuche in Schönhausen zu machen?

Rief hatte das ganz leise, kaum mit einer Bewegung seiner Lippen gesagt, aber das aufmerksame Ohr des Königs hatte die Worte doch verstanden, und sein Antlitz nahm einen strahlenden Ausdruck an.

Ja, Du mein Herrenkündiger und Freund, ich will nach Schönhausen gehen zur vermittelten Königin. Nimm Dir das schönste Pferd aus meinem Marstall, mein Getreuer, reite hin, und künde meine Anfunft.

Nur der vermittelten Königin, Majestät? Niemand sonst?

Ein Lächeln flog über das Angesicht des Königs. Du fragst, als ob Du nicht die Antwort wüßtest! Nein, lasse Dich auch melden bei der Hofdame der vermittelten Königin, dem schönen Fräulein von Voss! Bring ihr meine Grüße, bitte sie in meinem Namen, daß sie sich bereit halte, mich heute noch zu empfangen, denn ich habe ihr Vieles und Wichtiges zu sagen! Gehe, mein Vielgetreuer! Eile Dich!

Er hat ihr Vieles und Wichtiges zu sagen, murmelte Rief zu sich selber, da er hinausgegangen war, die Befehle des Königs zu vollführen. Als ob wir nicht Alle wüßten, was er dem schönen Fräulein zu sagen hat, als ob seine Liebe zu ihr nicht ein lautes Geheimniß wäre, welches der ganze Hof, welches auch die Königin, seine Gemahlin, und die liebe Madame Rief, meine Gemahlin kennt! Gut, ich geh' zum kleinen Alexander, und dann jage ich nach Schönhausen, und nachher geh' zur Madame Rief nach Charlottenburg, um ihr Bericht abzufragen! Sie ist immer sehr freigebig, meine Frau Gemahlin, und ich kann so sehr viel Geld gebrauchen! Das Leben ist ein so lustiges und angenehmes Ding, wenn man Geld hat! Und es ist ganz gleichgültig, wer man ist, und was man ist. Wenn man nur immer Geld, recht viel Geld in seinem Beutel hat, dann ist man doch ein

vornehmer Mann, und alle Menschen haben Respekt vor einem. Darum ist, die Hauptsache für mich, reich zu werden, denn dem Reichen gehört die Welt, und ich möchte gern, daß sie mir gehört. Oh, ich werde meine Zeit gut benutzen, und diejenigen, welche glauben, daß ich von ihren glatten Schmeicheln mich betören lasse, und aus großer Herzensgüte ihr Fürsprecher beim König sein werde, die sollen sich, weiß Gott, sehr geirrt haben. Bezahlen, meine Herrschaften, bezahlen Sie, dann können Sie die Fürsprache des mächtigen Herrn Treasurers Rief haben, aber umsonst nicht! Umsonst ist nur der Tod!—Nein, ich irre mich, sagte er, indem er still stand, und mit einem grinsenden Lächeln der Compagnie Grenadiere nachschaute, welche eben die Allee zu dem Schloß hinauf marschirte, um die Ehrenwache bei der Leiche des Königs anzutreten, nein, auch der Tod ist nicht umsonst. Das Leichenbegängniß kostet viel Geld.

Die Grenadiere zogen vorüber, und das gedämpfte Wirbeln ihrer schwarzbesetzten Trommeln verhallte, während der Wind von Potsdam herüber das Wimmern und Säuseln der Gloden wehte, welche der erwachenden Stadt den Tod ihres Königs meldeten. Rief eilte von dannen, um den Sohn des Königs nach Charlottenburg zu senden, um der alten Geliebten des Königs und dann nach Schönhausen zu reiten, um der neuen Geliebten des Königs die Liebesgrüße Friedrich Wilhelm's zu bringen!

Im Sterbezimmer Friedrich's war es noch immer still und öde, kein Laut unterbrach das feierliche Schweigen. Einmal war Strüpfel auf den Zehen hinausgeschlichen, um von der Treppe ein paar Zweige von dem Fliederbaum zu holen und damit die Fliegen von dem stillen Antlitz des todtten Königs zu vertreiben. Nun standen die beiden Kalkaten zu beiden Seiten des Haupteils mit den grünen Zweigen und wehten damit sanft über das bleiche Wachsbild hin, und verführten das dreiste Gewürm, welches es wagen wollte, dieses Antlitz zu berühren, weil es der Tod mit seiner Silberhand zu Stein gemeißelt hatte. Man hörte nichts als das leise Geräusch der Blätterwedel und das Summen der Fliegen, die immer wieder herbeifamen, als möchten sie der Menschen spotten, die ihnen verwehnen wollten, in Besitz zu nehmen, was doch ihr Eigenthum war.

Da that sich die Thüre leise auf, die beiden jungen Prinzen schlichen herein, und vorsichtig, als fürchteten sie ihn zu wecken, zu dem Nebentisch heran, auf welchem Friedrich lag.

Der Kronprinz schaute lange und still auf den todtten König hin, und ein heiliger und tiefer Ernst sprach aus seinen Augen. Tretet ein wenig bei Seite, Kalkaten, sagte er gebieterisch, und auch Du, mein Bruder, laß mich einen Augenblick allein. Ich habe der Majestät hier noch ein Wort zu sagen!

Die Kalkaten zogen sich bis an die Thür zurück, Prinz Ludwig trat an den Schreibtisch in der entferntesten Fensternische, und der junge, sechszehnjährige Kronprinz war nun allein mit dem stillen, unsterblichen König.

Er kniete nieder vor der Leiche und faßte die kalte Hand des Todten, und schaute ihm mit einem wunderbaren Ausdruck von Ernst und Entschlossenheit in das unbewegliche Angesicht.

Mein lieber, großer Oheim und Herr, flüsterte er, ich schwöre Dir, daß ich mich bemühen will, alles das zu thun, was Du mir neulich gesagt hast, und stets danach zu trachten, Deinem großen Angedenken Ehre zu machen. Ich schwöre Dir, daß ich dereinst ein guter König sein und mich bemühen will, mir die Liebe des Volkes zu verdienen. Mein lieber Oheim und Herr, ich habe ein Geheimniß auf dem Herzen, und das muß ich Dir sagen, ehe Du in die Gruft hinunter steigst, denn mir scheint, Du mußt es wissen, und Du wirst ruhiger schlafen, wenn ich Dir mein Geheimniß gesagt habe: Ich habe die Madame Rief und ihren Mann, und wenn ich einmal König werde, und die Madame Rief lebt dann noch, so werde ich sie bestrafen für ihre Verbrechen, und werde sie bezahlen lassen für alle die Thränen, welche sie meiner lieben Frau Mutter gekostet hat. Es weiß es Niemand auf der Welt, daß ich mir das vorgenommen habe, Niemand außer meiner Frau Mutter, die mir neulich erzählt hat, was die Madame Rief ihr für Kummer gemacht hat, und ich war damals so zornig, daß ich gleich hätte hingehen und sie tödten mögen. Aber meine Frau Mutter ermahnte mich zur Ruhe und Geduld, und ich hab's ihr versprochen, daß ich schweigen und still sein will. Doch wenn ich ein König bin, dann schweige ich nicht mehr, und dann soll für diese Person der Tag des Gerichts und der Strafe kommen. Das schwöre ich auch Dir, mein lieber, großer Oheim und Herr, und das ist das Geheimniß, welches ich Dir mitgeben wollte in die Todtengruft. Ja, Friedrich, ich werde dereinst meine Mutter rächen! Lebe wohl, mein König, und schlafe in Frieden, oder— Eine Hand legte sich auf seine Schulter, und wie er aufschauete, sah er neben sich die schlanke, hochgewachsene Gestalt seines jungen Vaters, des Prinzen Louis, der unbemerkt von dem Kron-

prinzen eingetreten war und sich ihm genähert hatte.

Ich gratulire Dir, Cousin, sagte der Prinz feierlich, ich bitte um Deine fernere Gnade, Herr Kronprinz von Preußen. Seine Majestät der König schied mich hierher, daß ich der königlichen Leiche und dem Kronprinzen meinen schuldigen Respekt vermittele, und letzteres will ich nun zuerst und vor allen Dingen thun.

Nein, sagte Friedrich Wilhelm, der langsam aufgestanden war, nein, das thue nicht, Cousin Louis. Ich bin doch nichts Anderes und nichts Besseres geworden dadurch, daß unser großer König gestorben ist.

Aber was Mächtigeres, sagte der Prinz, sich verbeugend, Du bist Kronprinz, und man muß jetzt einen ungeheuren Respekt vor Dir haben! Du, sieh mich nicht so ernst und zürnend an, Cousin. Du denkst, ich sei gleichgültig und kalt; aber nein, nein, ich habe mir nur vorgenommen, nicht zu weinen bei der Leiche unseres lieben Oheims. Meine Frau Mutter sagt, wenn man eine Thräne auf das Angesicht eines Todten fallen läßt, so muß man auch bald sterben, denn die Thräne giebt uns hinunter zu dem Todten. Und doch, Friedrich, wenn ich bedenke, daß der gute Oheim todt ist, der immer so gnädig und freundlich zu mir war, und welcher unser Ruhm und unsere Ehre war, dann kann ich nicht anders, dann muß ich doch weinen, trotz meiner Frau Mutter! Ach, Du großer Friedrich, warum bist Du nicht ein paar Jahre noch auf der Welt geblieben, nur so lange noch, bis Dein stolzes Auge gesehen hätte, daß ein tüchtiger Prinz und ein tapferer Soldat geworden wäre, aus dem dummen Jungen, der ich jetzt noch bin!

Aber Cousin, flüsterte der Kronprinz, wie kann man nur so respectvoll von sich selber sprechen und seiner Ehre als Prinz so sehr vergessen!

Ach, ein Prinz ist nichts Besseres, als jeder andere Mensch, sagte Prinz Louis achselzuckend, und wenn ich auch den ungeheueren Respekt vor Deiner Herrlichkeit habe, Herr Kronprinz, so habe ich doch kein Respekt vor meinem kleinen Prinzenhutm, besonders in diesem Augenblick, wo ich sehe, daß selbst der große Friedrich, der große Held und König, nur ein Mensch war und sterben mußte. Ach, Friedrich, ach, mein theurer Oheim, warum mußt Du denn schon sterben! Du warst ja noch nicht so alt! Kaum vier- und sechzig Jahre, und es giebt doch so viele, die älter sind als Du! Neulich, da ich hierher kam, mich nach Deinem Befinden zu erkundigen, da sah am Eingang in den Park ein alter Mann und wärmte sich in der heißen Sonne, und hatte die Hände gefaltet und betete laut. Ich trat zu ihm und reichte ihm ein Geldstück dar. Er nahm's aber nicht, und ich fragte ihn, was er bete und bitte, da er doch kein Geld haben sollte. „Ich bete und bitte für den kranken König“, sagte er, „ich bete und bitte zu den Sonnenstrahlen, daß sie den Kranken wärmen und erquicken und ihm neue Lebenskraft bringen mögen. Er ist noch so jung, der König, er kann noch so lange leben, denn ich war schon als Schilowache dabei, als er getauft wurde, der große König, und nun sagen sie, daß er schon sterben muß, dann wird an mich Alten noch auch bald die Reihe kommen, und ich möchte so gern noch ein bißchen leben, und in der Sonne sitzen!“ Und er sitzt noch in der Sonne, der alte Mann von neunzig Jahren, und Du hast doch schon sterben müssen, großer Friedrich! Bist Du hinauf gegangen zur Sonne, und wir trüben hier unten im Schatten, und sehnen uns nach Dir, und weinen um Dich, und—

Still, Cousin, still! murmelte der Kronprinz. Sieh nur, da kommen Leute! Der Bildhauer, der die Todtenmaske abnehmen soll! Komm, laß uns hinausgehen! Komm!

Er wollte die Hand des Prinzen Louis nehmen und ihn fortführen. Dieser aber wehrte ihn sanft zurück, und kniete vor der Leiche nieder und küßte die kalte Hand, welche noch jüngst so freundlich seine Wangen gestreichelt. Denn Friedrich hatte den Prinzen Louis, den Sohn seines Bruders Ferdinand, immer sehr lieb gehabt und hatte oft ihm prophezeit, daß etwas Großes und Tüchtiges aus ihm werden würde.

Der junge Prinz dachte daran, als er jetzt die Leichenhand an seine Lippen drückte zum letzten Lebewohl. Ich schwöre es Dir, mein großer Oheim und König, flüsterte er, ich will mir alle Mühe geben, daß Deine Prophezeiung sich erfülle, daß etwas Rechtes und Tüchtiges aus mir werde, und daß ich dem Namen Ehre mache, welchen ich trage. Dieser Kuß, den ich jetzt auf Deine Hand drücke, der sei das Siegel meines Schwurs und mein letzter Liebesgruß!

Er stand auf, und seine großen dunklen Augen hefteten sich mit einem langen, zärtlichen Blick auf die Leiche. Ach, seufzte er, warum bin ich kein Maler oder Zeichner, daß ich mir diesen Anblick festhalten könnte!

Du bringst mich auf einen guten Gedanken, rief der Kronprinz lebhaft. Ich bin zwar kein Maler, aber ich verstehe doch ein bißchen zu zeichnen, und ich will mir ein Andenken an diesen Tag erwerben. Ich bitte Sie, Herr Bildhauer Edlwein, warten Sie noch eine Viertelstunde, damit ich mir eine Zeichnung machen kann von dem hochseligen König!

Der Bildhauer, welcher schon mit seinem Gefäß voll Gyps sich der Leiche genähert hatte, trat mit ehrerbietiger Verneigung wieder zurück, der junge Prinz Ludwig, der Bruder des Kronprinzen, nahm von dem Schreibtische des Königs einen Crayon und ein Blatt Papier, und reichte es dem Kronprinzen. Dieser begann nun mit eiligen, raschen Strichen sich eine Zeichnung zu entwerfen. Neben ihm stand sein Bruder und schaute ihm zu; hinter dem Nebentisch saßen die beiden Kalkaten mit den wehenden Zweigen, und unter dem Haupteil der Leiche saß der spide gelbe Kopf der Alkmeone, während der Bildhauer Edlwein ehrerbietig g an das äußerste Ende des Gemachs sich zurückgezogen hatte. Der Prinz Louis aber war leise von dannen geschlichen in das anstoßende Gemach, in das sogenannte Concertzimmer, wo die Instrumente standen, die Flöten und Violinen in ihren Kästen, das Spinnet, mit Eisenbein und Perlmuttermutter ausgelegt, welches der König so oft mit seinen Händen berührt hatte.

Im Sterbezimmer war's nun wieder still und feierlich, kein Laut unterbrach das Schweigen. Die Leiche lag so starr und erhaben da in ihrer gedoppelten Majestät des Todes und des Ruhmes, und der Kronprinz zeichnete eifrig und mit raschen Strichen, als plötzlich die Thüre durch eine leise, wehmüthige Musik unterbrochen ward. Aus dem Musikzimmer kamen diese Töne, und das stille Gemach des Todes erfüllten sie wie mit melodischen Seufzern und harmonischen Klagen.

Die Alkmeone trat unter dem Haupteil hervor und ging langsam in das anstoßende Gemach, als wolle sie sehen, ob ihr Gebieter, dessen Stimme sie seit gestern nicht mehr vernommen, sie vom Clavier her zu sich gerufen. Sie seufzte aber bald mit hängendem Schweiße wieder zu der Leiche zurück, als sie gesehen hatte, daß es nicht ihr Herr war, welcher da am offenen Spinnet saß und ihm solche tragende Musik entlockte.

Nein, nicht der König, sondern sein Neffe Louis war's, der auf dem Clavier das Klavierstück um den großen Todten ertonen ließ, und die Thränen flossen ihm dabei aus den großen schwarzen Augen über das schöne, jugendfrische Antlitz nieder. Wie leicht war's unpassend, daß er die Stille dieser heiligen Gemächer störte, aber was kümmerte das ihn, den jungen Prinzen. Er dachte nur, daß er dem Heimgegangenen das letzte Todtenopfer seiner Liebe darbringen wolle, und Niemand war da, der ihn hindern konnte. Die Etiquette hatte nichts mehr zu schaffen mit dem todtten König, sie wollte drüben in dem Audenzsaal bei dem lebendigen König. Da war's feierlich und ceremoniell, da zeigten sich die besten Exzellenzen und die goldgestickten Uniformen, da murmelte man respectvolle Glückwünsche und empfing huldvolles Lächeln von königlichen Lippen.

Le Roi est mort! Vive le Roi!

3.

Die Günstlinge.

Der König Friedrich Wilhelm trat zurück in das kleine Audienzzimmer und winkte seinen beiden Freunden Bischofswerder und Wöllner ihm zu folgen.

Er umarmte seinen Intimus Bischofswerder, und drückte einen Kuß auf seine Stirn. Mein Freund, Sie dürfen mich niemals verlassen und nie auf anderen Wegen gehen, als an meiner Seite.

Hinter meinem königlichen Herrn, sagte Bischofswerder, sich tief verneigend, hinter Eurer Majestät, wie der treue Hund, der auf Schritt und Tritt seinem Herrn folgt, und nichts weiter verlangt, nichts weiter, als daß er zuweilen ihn zu sich ruft und mit einem freundlichen Blick ihn begnadigt.

Ich kenne Sie, mein Freund, sagte der König, ich weiß, daß Sie uneigennützig und ohne Ehrgeiz sind, und daß die Dinge dieser Welt für Ihren erleuchteten und edlen Geist wenig Bedeutung haben. Es sei meine Aufgabe, für Ihr irdisches Wohlergehen Sorge zu tragen, so wie Sie die Sorge für mein geistiges Wohlergehen übernommen haben. Mein lieber Bischofswerder, ich ernenne Sie zum Obristen, und dies soll nur die Stufe sein, welche Sie rasch zum General befördert, denn Sie sind tapfer und heldenkühn, nicht bloß den sichtbaren Menschen, sondern auch den unsichtbaren Geistern gegenüber, und es ist meine heilige Pflicht, den Tapfern zu belohnen.

Majestät, der einzige Lohn, den ich begehre, ist Ihre Guld, sagte Bischofswerder sanft. Ich wünsche und ersehe nichts weiter, und Alles, was die königliche Gnade an Ehren und Würden über mich ausströmt, ängstigt mich nur als etwas Unverdienliches, als ein strahlendes Licht, das mein geringes Verdienst nur noch heller beleuchtet, und meine Unwürdigkeit desto deutlicher zeigt vor aller Welt. Dennoch nehme ich die Rangeshöhung, welche die Huld meines Königs mir gewährt, mit ehrerbietigem Dank an, obwohl ich sie lieber ablehnen und still im Dunkeln, unter dem Schatten des Thrones stehen möchte. Aber ich darf es nicht, denn ein Höherer hat mir befohlen, mich zu unterwerfen der königlichen Gnade, und ich muß gehorchen.

Ein Höherer? fragte der König. Wer ist es? Wer außer mir hat jetzt noch hier zu befehlen?

Majestät, die Geister der großen Todten! Majestät, die Unsichtbaren, deren Herrschaft größer ist als die aller Sichtbaren, wie große und mächtige Könige sie immer sein mögen!

Der König, der mit stolzem Blick und erhobener Stimme so gefragt hatte, nahm jetzt plötzlich eine demüthige, zerwirrte Miene an, senkte sein Haupt und faltete die Hände fromm in einander. Ich bin ein Sünder, ein Verbrecher, murmelte er. In dem Stolz und Hochmuth meiner neuen Würde vergaß ich der Höheren, und das kleine sichtbare Gesicht wollte sich vermaßen, den Unsichtbaren gleich zu sein! Ich gebe in mich, ich bereue, und stehe um Erbarmen, und unterwerfe mich den Befehlen der Höheren. Sie haben also wieder zu Ihnen gesprochen, die Höheren? Sie haben Ihnen ihren Willen verkündet?

Majestät, sagte Bischofswerder mit geheimnißvollem Flüstern, diese Nacht, da ich schlafend auf meinem Bette lag, erwachte ich plötzlich von einer wunderbaren Helle, und ich fuhr empor, denn ich glaubte, es sei Feuer ausgebrochen und mein Bett stünde in Flammen. Aber ich fühlte mich ja so sanft wie niedergerückt, und ich sah jetzt, daß diese Helle, die mich erschreckt hatte, ausströmte von einem Haupte, das mitten aus der Dunkelheit der Nacht hervorstarrte, und dessen Augen wie zwei himmlische Sterne leuchteten. Diese Augen strahlten mich an mit sanfter Zärtlichkeit, und mit einem himmlischen Lächeln um den Mund sprach die Erscheinung zu mir: „Dein Herz ist demüthig und Dein Sinn ist einfach, Du begehrst nicht nach irdischen Ehren, und Glanz und Reichthum reizen Dich nicht. Aber ich gebiete Dir, aus Deiner Demuth Dich aufzurichten und den irdischen Ehren Dich nicht zu entziehen. Denn diejenigen, welche die Unsichtbaren anerkannt und erhoben werden, und ihre Gnade soll offenbar werden vor den Menschen. Du wirst morgen eine Stufe erhöht werden, und übermorgen noch eine, und Du sollst annehmen, was Dein König Dir bietet. Die Unsichtbaren wollen es so.“ Und als das wunderbare Haupt so gesprochen, verschwand es, und Dunkelheit und Nacht war es wieder um mich her. Ich aber zündete mir Licht an, und damit ich am andern Morgen ein sichtbares Zeichen habe, daß dies Alles kein Traum gewesen, schrieb ich die letzten Worte, welche der Geist zu mir gesprochen, auf ein Blatt Papier, und schrieb die Stunde dabei, in welcher es geschehen war. Majestät, ich habe das Papier mitgebracht, um es meinem Könige zu zeigen. Hier ist es!

Der König nahm das Papier, welches Bischofswerder ihm darreichte, und mit halbauraler Stimme las er: „Du wirst morgen eine Stufe erhöht werden, und übermorgen noch eine, und Du sollst annehmen, was Dein König Dir bietet. Die Unsichtbaren wollen es so. Befehl des leuchtenden Geistes, ertheilt in der Nacht vom sechzehnten auf den siebenzehnten August um zwei Uhr zwanzig Minuten.“

Die Stunde und Zeit, in welcher der König gestorben ist, rief Friedrich Wilhelm erstaunt. Die Stunde, in welcher auch ich so plötzlich erwachte. Wunderbar, höchst wunderbar in der That!

Majestät, für den Schauenenden giebt es kein Wunder, sagte Bischofswerder ruhig; Eure Majestät gehören zu den Schauenenden.

Aber nur zu den Schauenenden erst der geringsten Grade, seufzte der König. Ich tappe noch in der Dämmerung, und mein Auge wird noch immer geblendet von dem Glanze der Unsichtbaren.

Eure Majestät werden vorwärts schreiten zur Urbelie und zum Licht, und wenn die Unsichtbaren es mir gestatten wollen, Eure Majestät zu geleiten in den heiligen Tempel der Erkenntniß, so wird das für mich die höchste Erdenfeligkeit und Geisteswonne sein!

Ja, rief der König entzückt, ja, mein Freund, Sie sollen mich geleiten, und an der Hand des Erleuchteten werde ich sicher wandeln durch die schlüfrigen Bahnen des Lebens. Ich werde von nun an über nichts mehr trauern, denn dieses Papier, welches ich in Händen halte, ist ein Wunder, eine sichtbare Verkündigung, daß die Unsichtbaren uns nahe sind und von allen Dingen wissen. In derselben Minute, als der König Friedrich farb, erwachte ich mit einem Schrei, und kündete Ihnen der Geist, daß Sie erhöht werden sollten von Ihrem König, von mir, der ich es in jenem Moment geworden war! Ich bitte Sie, mein Freund, lassen Sie mir dieses Papier, dieses greifbare Zeichen von der Nähe der Unsichtbaren!

Bischofswerder verneigte sich. Alles, was die Hand des Königs berührt, weicht der König damit zu seinem Eigenthum, und so bin ich, und so ist Alles sein Eigenthum, was mir gehört!

Ich danke Ihnen, Obrist, ich danke Ihnen! Steigen Sie die Stufe hinauf, welche dieser Morgen Ihnen bietet, und lassen Sie es meine Sorge sein, daß auch das Uebermorgen schnell herbeikommt. Und jetzt, fuhr der König fort, indem er sich an Wöllner wandte, welcher während der Unterredung des Königs und Bischofswerder's mit gestählten Händen und geknicktem Haupte dagestanden hatte, jetzt zu



Ihnen, Herr Kammerrat Wöllner. Auch Ihnen bin ich zu Dank und Anerkennung verpflichtet.

Zu größerem Dank und höherer Anerkennung, als mir armen Unwürdigen, rief Bischofswerder. Denn Christophorus, der Lichtumflöcker, gehört zu den Auserwählten, und ist der Liebling der Unsichtbaren. Wenn Eure Majestät das Füllhorn Ihrer Gnade ausgießen über Christophorus, so geht kein Tropfen davon verloren, sondern Alles fällt auf guten und fruchtbaren Boden der Erkenntnis.

Der König nickte dem uneigenmächtigen, edlen Freunde lächelnd zu, und legte dann seine Hand auf Wöllner's Schulter.

So will ich mich auf Sie stützen, Wöllner, sagte er, und wie ich meine rechte Hand jetzt auf Sie lege, so will ich Sie machen zu meiner rechten Hand, wie ich Bischofswerder mache zu meinem Kopf, der für mich denkt. Ihr Beide sollt sein mein Kopf und meine Hand.

Aber Herr Herz? Majestät, fragte Wöllner mit seiner ersten, feierlichen Stimme. Herr Herz, das müssen Sie selber sein, und kein anderes menschliches Wesen darf Herr Herz sein, nur der König selber.

Friedrich Wilhelm lächelte. Mein Herz, das bin ich, sagte er, ich der König, aber auch ich der Mann, und wenn ich Kopf und Hand walten lasse, so mögen diese mir auch gestatten, mein Herz walten zu lassen, wie ich will und kann! Herr Kammerrat Wöllner, haben Ihnen die Unsichtbaren nichts gekündigt, und haben Sie allein diese Nacht in ruhigem Schlaf hingebachtet?

Ja, Majestät, erwiderte Wöllner mit zerknirschter Miene, ich habe keine Botschaft von den Unsichtbaren erhalten, und ich muß der Wahrheit die Ehre geben, und bekennen, daß ich selten so friedlich und ungestört geschlafen habe, wie diese Nacht.

Er schloß den Schlaf des Gerechten, sagte Bischofswerder, und die Geister hielten Wache an der Thür unseres Christophorus.

So künde ich Ihnen, was die Geister Ihnen nicht gekündigt haben, rief der König lebhaft. Wöllner, ich ermahne Sie zum Geheimen Herr-Finanzrath, und zugleich zum Intendanten des königlichen Bauwesens.

Ob, Majestät, rief Wöllner mit einem freudigen Aufblicken seiner kleinen grauen Augen, ob, Majestät, das ist mehr, als ich verdiene, mehr beinahe, als ich annehmen kann. Denn ich fühle mich so hoher Auszeichnung nicht würdig, und diese Gnade steht weit hinaus über mein Verdienst.

Wöllner, ich ermahne Sie zum Geheimen Herr-Finanzrath, und zugleich zum Intendanten des königlichen Bauwesens.

Ob, Majestät, rief Wöllner mit einem freudigen Aufblicken seiner kleinen grauen Augen, ob, Majestät, das ist mehr, als ich verdiene, mehr beinahe, als ich annehmen kann. Denn ich fühle mich so hoher Auszeichnung nicht würdig, und diese Gnade steht weit hinaus über mein Verdienst.

Wöllner, ich ermahne Sie zum Geheimen Herr-Finanzrath, und zugleich zum Intendanten des königlichen Bauwesens.

Ob, Majestät, rief Wöllner mit einem freudigen Aufblicken seiner kleinen grauen Augen, ob, Majestät, das ist mehr, als ich verdiene, mehr beinahe, als ich annehmen kann. Denn ich fühle mich so hoher Auszeichnung nicht würdig, und diese Gnade steht weit hinaus über mein Verdienst.

Wöllner, ich ermahne Sie zum Geheimen Herr-Finanzrath, und zugleich zum Intendanten des königlichen Bauwesens.

Ob, Majestät, rief Wöllner mit einem freudigen Aufblicken seiner kleinen grauen Augen, ob, Majestät, das ist mehr, als ich verdiene, mehr beinahe, als ich annehmen kann. Denn ich fühle mich so hoher Auszeichnung nicht würdig, und diese Gnade steht weit hinaus über mein Verdienst.

Wöllner, ich ermahne Sie zum Geheimen Herr-Finanzrath, und zugleich zum Intendanten des königlichen Bauwesens.

Ob, Majestät, rief Wöllner mit einem freudigen Aufblicken seiner kleinen grauen Augen, ob, Majestät, das ist mehr, als ich verdiene, mehr beinahe, als ich annehmen kann. Denn ich fühle mich so hoher Auszeichnung nicht würdig, und diese Gnade steht weit hinaus über mein Verdienst.

Wöllner, ich ermahne Sie zum Geheimen Herr-Finanzrath, und zugleich zum Intendanten des königlichen Bauwesens.

Ob, Majestät, rief Wöllner mit einem freudigen Aufblicken seiner kleinen grauen Augen, ob, Majestät, das ist mehr, als ich verdiene, mehr beinahe, als ich annehmen kann. Denn ich fühle mich so hoher Auszeichnung nicht würdig, und diese Gnade steht weit hinaus über mein Verdienst.

Wöllner, ich ermahne Sie zum Geheimen Herr-Finanzrath, und zugleich zum Intendanten des königlichen Bauwesens.

Ob, Majestät, rief Wöllner mit einem freudigen Aufblicken seiner kleinen grauen Augen, ob, Majestät, das ist mehr, als ich verdiene, mehr beinahe, als ich annehmen kann. Denn ich fühle mich so hoher Auszeichnung nicht würdig, und diese Gnade steht weit hinaus über mein Verdienst.

lich befehlen, dies zu thun, denn die Unsichtbaren haben mir befohlen, nicht zu zögern, sondern rasch und schnell das große Werk zu vollenden, welches sie mir geboten haben.

Und es ist Ihnen gestattet, mein Freund, mich wissen zu lassen, worin dieses große Werk besteht? fragte der König.

Ja, Majestät, es ist mir gestattet, mehr noch, es ist mir befohlen! Ich soll es Eurer Majestät sagen und mittheilen, zu welchen Zwecken ich mir die Manuscripte und Papiere des verstorbenen Königs erbitte, und weshalb ich dieselben will drucken lassen! Es soll dies geschehen, damit den Unterthanen Eurer Majestät die Augen geöffnet werden, und sie erkennen mögen, daß derjenige, welchen die Freigeister und Ungläubigen einen Aufgeklärten nannten, ein Verpöchter aller Religion, ein Gottesläugner, dem nichts heilig war, der über Alles höhnte und spottete, und der nur rühmte der eigenen Selbstvergötterung, dem Gözen des Ruhmes und der heldenischen Poesie allein Ehrfurcht und Anerkennung darbrachte.

Es ist mir von den Unsichtbaren befohlen worden, der Welt zu erschleiern den Spöttergeist des ungläubigen Königs, und ihr darzutun, daß ein solcher spottender Geist nimmermehr in das Himmelreich gelangen und der Seligkeit theilhaftig werden kann. Hören Sie, mein theurer König und Herr, fuhr Wöllner mit erhobener Stimme fort, da eben die Stille da außen durch das dumpfe Trommelwirbeln der heranziehenden Truppen unterbrochen ward, hören Sie diese Trommeln, welche das Aufgehen eines neuen Tages verkünden! Geseget sei dieser Tag, welcher Millionen irgeleiteter Menschen einen Führer und Lenker giebt, der sie zurüdführen soll auf die rechten Pfade, und das heilige Kreuz wieder aufrichten soll, welches sein Vorgänger unter den Staub seiner Füße getreten hat.

Friedrich Wilhelm, Heil Deinem Volke, daß Du gekommen bist, die Kirche Gottes wieder aufzubauen, und das Reich der Geister wieder zu erneuern. Heil Dir, dem Liebhaber der Unsichtbaren, Heil Friedrich Wilhelm!

Und mit begeisterten Ruf stimmte auch Bischofswerder nun ein und wiederholte die Worte: Heil Dir, dem Liebhaber der Unsichtbaren, Heil Friedrich Wilhelm!

Der König hatte mit geknietem Haupt und niedergebogenen Augen den Rede Wöllner's zugehört, und die freudigen Zurufe seiner beiden Getreuen schienen ihm nur mit Unruhe und Angst zu erfüllen.

Ich bin ein Unwürdiger, ein Sünder, murmelte er mit zerknirschter Stimme, und wenn Ihr Euch nicht meiner erbarme, und Fürbitte für mich thut bei den Unsichtbaren, so bin ich ein verlorenen, dem Verderben verfallener Mann. Ich stehe aber zu Euch Weiden, daß Ihr mir die Hand reichet und mir beistehet, damit ich nicht falle und zu Grunde gebe.

Die Unsichtbaren haben uns geboten, an Deiner Seite zu stehen und Dir unser Leben zu weihen, sagte Wöllner feierlich.

Und hätten Sie dies auch nicht gethan, rief Bischofswerder jählich, so würde doch mein Herz dasselbe gebieten, denn mein Herz gehört ganz und gar meinem König, und ist bereit, sein Blut tropfenweise für ihn hinzugeben. So sprechen Sie nun, mein König, was sollen wir thun, und wessen bedürfen Eurer Majestät zu Ihrem Seelenfrieden?

Sage, zu meinem Herzensfrieden, mein Getreuer, rief der König, denn mein Herz ist es, welches seinen Frieden verloren hat. Ich liebe! Liebe mit glühender Leidenschaft, und doch habe ich in der heiligen Loge der Unsichtbaren geschworen, daß mein Leben der Tugend und Ehrbarkeit geweiht sein soll. Ob, sagt mir, sagt mir, meine Freunde, wie kann ich nun meinem Gelübniß folgen, ohne meinem Herzen den Todesstoß zu geben! Laßt mich nicht in Verzweiflung und Schmerzen verfallen, sondern erbarmt Euch meiner Noth. Ich fühle mich krank und elend, die Qual der Liebe, die Kämpfe mit meinen Pflichten rauben mir alle Kraft und allen Muth. Ob, steht mir bei und beistehet mir! Sie, mein Freund Bischofswerder, geben Sie mir noch einmal von dem Elir des Lebens, welches der große Wunderbater Eagliostro Ihnen anvertraut hat, geben Sie mir Gesundheit, Leben und Freudigkeit wieder.

Eure Majestät wissen wohl, erwiderte Bischofswerder, daß ich Ihnen bis auf den letzten Tropfen dieses kostbaren Elir gab, welches der große Magier mir geschenkt, damit ich dereinst, in der Stunde meines Todes, mir daraus neues Leben und neue Gesundheit trinken sollte. Ich habe freudig mich selber dem Tode überantwortet, um meinem Herrn und König neue Lebenskraft zu geben, und ich muß nun mit tiefem Schmerz erfahren, daß es nicht ausgereicht hat, um seinen Zweck zu erfüllen. Aber was ich nimmer und nimmermehr für mich selber thun möchte, das werde ich für meinen König thun! Ich werde stehen zu den Unsichtbaren um das Geheimniß der Bereitung dieses Lebenselixirs, ich werde mit aller Kraft meiner Seele mich mit meinen Gedanken an den Magus wenden und ihn beschwören, mir zu erscheinen und mich zu unterweisen, wie ich für meinen König und Herrn das Elir des Lebens zu bereiten habe.

(Fortsetzung folgt.)

## Der fremde Prinz.

Eine — „auf Ehre“ — wahre Geschichte.

Eines Tages kam ein fremder Prinz in die Hauptstadt der bis jetzt noch unentdeckten Insel Arrogantia.

„Sind wir nicht zur Herrlichkeit geboren? Sind wir nicht gar schnell emporgeklommen?“ — fragten ihn die Arrogantiner.

„So laßt mir doch nur ein wenig Zeit, mich umzuschauen!“ — sagte Pipe, so hieß der fürstliche Fremdling — „und ich will gewiß mit meinem Urtheil nicht zurückhalten.“

Nun begannen Feste auf Feste. Alles beehrte sich, den fremden Prinzen zu betäuben und durch Schaulustungen von Menschen u. Dingen zu verwirren. Pipe aber, der klüger war, als er aussah, wußte sich bei Zeiten zurückzuziehen, um allein und unerkannt seine Beobachtungen zu machen.

Endlich kam der Tag seiner Abreise. „Nun, nicht wahr, Hobeit?“ — fragten die Arrogantiner — „wir sind das erste Volk der Welt?“

„Soweit ich es beurtheilen kann, das ist es!“ — verneinte der Prinz.

„Wie?“ — riefen die erschrockenen Janulanner. — „Nein, Prinz, das kann Eure wahre Meinung nicht sein! Sind wir nicht die gebildeten und aufgeklärtesten Leute? Ist nicht der Fleiß, die Ehrlichkeit, die Nüchternheit, die Sparsamkeit, die Genügsamkeit bei uns zu Hause?“

„Gewiß!“ — sagte der Prinz — „und dennoch steht ihr auf der untersten Stufe wahrer Bildung, da bei euch nur der Red, nicht der Mensch gilt! Ich habe mich davon überzeugt. Hört, wie er mir ging.“

Eines Abends der fortwährenden Festivitäten müde, beschloß ich, mich einmal auf eigene Faust zu amüsiren, und durch meine Stellung der Strafflosigkeit gewiß, zog ich einen der geachteten Röde des Landes an. Ich werde mich hüten, euch zu sagen, was ich alles in diesem Kleide getrieben habe; es waren mehr als tolle Streiche! Ich wagte das Neueste — das Zauberkleid schloß mich.

Nun wechselte ich meinen Anzug, kleidete mich ärmlich, ging in ein vornehmes Weichhaus und bestellte mir ein feines Souper. Die Garçons stupten, sahen mich groß an und hatten nicht übel Lust, mir die Thür zu weisen. Ich zog nun aus meiner Brieftasche ein hohes Werthpapier und ersuchte, es zu wechseln. Der Bedienter nahm den Geldschein, ging weg, erschien aber wieder im Gefolge von zwei Polizeibeamten, welche mich als höchst verdächtig verhafteten. Ich kann mir wohl ersparen, euch zu erzählen, wie es mir nun erging. Ihr kennt ja Alle das Verfahren, das hier zu Lande üblich ist. Ich wurde zu Dieben, Mördern, Brandstiftern und Literaten gesperrt, welche sich über die Anbetung ausgegrabener Gebeine lustig gemacht, die sich nachträglich als Ithynochen herausgestellt hatten. Meine Versicherung, daß ich der fremde Prinz Pipe wäre, verschlimmerte nur meine Lage, indem dies für eine unerhörte Frechschwindelei und eine unverschämte Lüge angesehen wurde, bis dann endlich meine Photographie mich aus meinem schrecklichen Zustande befreite.

Die Arrogantiner waren sehr verstimmt, da sie die Absicht des Prinzen merkten, seine Geschichte mit einer Moral schließen zu lassen. Pipe aber ließ sich nicht beirren und endete mit den Worten: „Trophäen eurer Gelehrsamkeit, eurer vortheilhaften Schulen, eurer herrlichen Disciplin, eurer ausgezeichneten Erfindungen steht ihr für den unbefangenen Beurtheiler doch noch auf einer sehr niedrigen Stufe allgemein menschlicher Bildung, da eurer Höhe nicht einmal das Sinnbild einer höheren, göttlichen Macht, sondern nur ein — Stück Tuch ist. Was euch aber am meisten Schaden thut, das ist eure Verblendung, in der ihr euch über die Splitter Anderer lustig macht und den Balken nicht seht, den ihr selber — vor dem Kopfe habt!“

Mit diesen Worten empfahl sich der fremde Prinz den Arrogantiner.

**Nichter-Knisse.** Ein Richter in Amerika nahm eine Miehuttsche und ließ sich nach einem Kaffeehaufe fahren. Nachher fragte er den Kutscher, was er verdient habe?

„Zwölf Groschen,“ sagte dieser.

„Könnt Ihr schwören,“ fragte der Richter, „daß Ihr so viel Geld für diese Fahrt zu fordern berechtigt seid?“

„Ja,“ antwortete der Kutscher.

„Gut,“ sagte Jener, „ich bin eine oberrichtliche Person, ich will Euch den Eid abnehmen.“ Er nahm sein Buch aus der Tasche, las die Eidesformel vor, und der Kutscher schwor. Darauf gab er ihm vier Groschen und sagte: „Acht Groschen sind für den Eid.“

**Dr. Martin Butcher.** Folgende Verse hatte er oft im Mund:

Wer was weiß, der schwelgt,  
Wem wohl ist, der bleib,  
Wer was hat, der behalt,  
Unglück kommt öftn das bald.

Von der Kinderzucht sagt er: „Man muß also strafen, daß der Apfel bei der Ruthe sei.“ Luther klagte, daß seine Stimme so schwach sei, aber man hört sie gar weit, verkündete Melancthon.

## Frauen-Schönheitsmittel.

Die Frauen dürfen nie vergessen, des Morgens sich mit reinem Wasser zu waschen; sie müssen sorgfältig alle plötzlichen Gemüthsbewegungen unterdrücken, und vorzüglich den Reiz, der dem Gesicht eine häßliche Blässe giebt; auch die Mäßigkeit darf nicht von ihnen überschritten werden, wollen sie sich nicht mit jenen unangenehmen Bläschen und Pusteln bestrafen sehen, die zuletzt das Gesicht verunpfieren. Wie Gift müssen sie die Schminke meiden; eine mäßige Bewegung wird auf natürlichem Wege ihren Wangen das Roth verleihen, das keine Kunst nachzuahmen vermag. Ungezwungenheit, Unschuld und Heiterkeit ohne Ziererei geben dem Gesicht die schönste Anmuth. Morgenluft, bei Sonnenaufgang eingeathmet, wird ihren Lippen den schönsten Carmin leihen. Jene reizvolle Lebhaftigkeit, worin einer ihrer mächtigen Zaubere besteht, wird leicht erhalten werden, wenn sie sich frühzeitig zu Bette legen, nicht Karten spielen, und nicht bei Lampen oder Lichtern Romane lesen; denn spätes Niederlegen giebt dem Gesicht einen traurigen und unangenehmen Ausdruck. Das Spiel ist die Quelle von Runzeln, und nächtliches Lesen schwächt das Gesicht, macht es naß und entnervt den Körper. Eine weiße Hand ist eine der größten weiblichen Schönheiten, und eine Hand ist nie weiß, wenn man sie nicht wäscht. Allein damit ist noch nicht Alles geschehen, denn wenn eine junge Frau schönere Hände als andere zu haben wünscht, so muß sie bedacht sein, dieselben in steter Bewegung zu erhalten; hiezu wird das Putzen in steter Bewegung erhalten, und eine erkaunliche Wirkung erzielt. Deshalb rathen wir ihnen, fleißig die Nadel, den Strickstrumpf oder die Spindel zu handhaben.

**Freunde.** Daß man sich auf die Freunde nicht verlassen kann, ist eine bekannte Sache. Mit einem Freunde darf man es nicht genau nehmen; mit einem Freunde macht man keine Umstände; ein Freund nimmt nichts übel, unter Freunden herrscht kein Zwang; und noch andere gute Sprüchchen geben unsern Freunden ein Recht, mit uns grob, unverschämmt, wortwüthig, fahrlässig, gering-schätzig zu verfahren. Die Menschen haben alle Häßlichkeit, Artigkeit, Liebenswürdigkeit nur für ihre Feinde, mit den Freunden ist man grob, kalt, nachlässig u. s. w.; denn, mein Gott, es sind ja gute Freunde! Will man etwas ganz sicher bestellt wissen, so lasse man es nur durch seinen Freund bestellen, denn der bestellt es ganz gewiß nicht; weil er weiß, wir sind bloß sein guter Freund, was schadet, wenn er's vergißt! — Will man sich Geld ausborgen, nur von keinem Freunde, denn er hat den Grundsatz: meinen Freunden leih' ich kein Geld, das macht Mißheiligkeit! — Will man wo zu Mittag speisen, nur bei keinem Freund, denn der hat den Grundsatz, ein guter Freund muß mit Wenigem vorlieb nehmen! — Will man Jemandem etwas anvertrauen, nur keinem Freund, denn aus lauter Freundschaft fährt ihm das Geheimniß von der Lippe! — Will man einen fleißigen Mitarbeiter, nur keinen Freund, denn der giebt Anderen das Gute und uns das Schlechte, denn wir nehmen's ja auch schon aus Freundschaft auf. — Kurz, es giebt nichts, was uns im Leben mehr genützt, als die sogenannte Freunde!

**Impofante Schulden.** Der Corriere Italiano bringt eine humoristische Berechnung zu einiger Erweiterung in der Papier-Misere. Es ist früher schon berechnet worden, daß eine Milliarde in Silber 5 Millionen Kilogramme wiegen würde, womit 2000 vierpännige Wagen zu beladen wären; dieses Silber würde hinreichen, um die zwei Schienen der Eisenbahn von Florenz bis Turin daraus zu machen. Eine Milliarde in Kupfergeld würde 100,000,000 Kilogramme wiegen. Doch gehen wir vom Kupfer zum Papier über, zur wahren italienischen Grund-lage. Ein Bankbillet der Volksbank zu Florenz à 1 Lira hat an der breitesten Seite 0.09 Metres. Eine Milliarde in Billetten dieser Bank würde ein Band geben von 90,000 Kilometres Länge, mit welchem man neunzehnmal ganz Italien einwickeln könnte, da dessen Gesamtumfang 4767 Kilometres beträgt. Da die Oberfläche des Billets 27 Quadrat-Centimetres beträgt, so würde eine Milliarde dieser Billette eine Oberfläche von 270,000 Kilometres liefern — einen Lappen, welcher hinreichend wäre, um das ganze gegenwärtige Königreich Italien, mit Ausnahme der Insel Sardinien, zuzudecken. Hätte man bei der Geburt Christi eine Milliarde dieser Billette in eine Kiste eingeschlossen, welche die mechanische Vorrichtung gehabt hätte, daß jede Minute ein Billet herausgefallen wäre, so würde die Kiste heute noch nicht leer sein, sondern noch etwa 50 Jahre brauchen. Italien hat 6 Milliarden Schulden; würde es nun seine Gläubiger z. B. auf diese Weise mit 1 Lira per Minute zahlen, so käme der letzte Gläubiger erst in 11,514 Jahren an die Reihe.

**Malulatur.** Ein Dienstmädchen wurde zu einem Buchhändler geschickt, um Malulatur zu kaufen, und, da eben keins zu haben war, fragte sie: „Wann wird denn wieder welches gedruckt?“

## Klauber's

Photographisches Atelier  
Marktstraße, zwischen zweiter und dritter Str.

Herrman C. Ries,  
Merchant Tailor

102 Jeffersonstraße,  
Südseite, zwischen Flood und Preston,  
Louisville, Ky.

Beellungen werden nach der neuesten Mode geschneidert und bauerhaft ausgeführt.

New Albany Crinolinen-Fabrik.

D. Winter,

Rebrant der modernen

HOOP

SKIRTS,

Händler in

Frankfurter

und hier angestrichen

Schnurleibern;

Dress und Cloak-Trimmings,

Engle, Gimp und Dress Trimmings, Gellons, Perlen u.

sind stets vorräthig. Doppelte werden in letzter Zeit nach Wunsch angestrichen, ohne Schaden für die Stoffe.

Streu, welche bei mir gekauft werden, werden sofort ausgegeben. Alle Preise werden verändert und repariert.

D. Winter

306 Mainstraße, zwischen First und East,  
New Albany, Ind.

Drucker u. Wellenbohr.

No. 52 Marktstraße,

Südseite, zwischen zweiter und dritter,

Louisville, Ky.

Drucker u. Wellenbohr.

No. 52 Marktstraße,

Südseite, zwischen zweiter und dritter,

Louisville, Ky.

Drucker u. Wellenbohr.

No. 52 Marktstraße,

Südseite, zwischen zweiter und dritter,

Louisville, Ky.

Drucker u. Wellenbohr.

No. 52 Marktstraße,

Südseite, zwischen zweiter und dritter,

Louisville, Ky.

Drucker u. Wellenbohr.

No. 52 Marktstraße,

Südseite, zwischen zweiter und dritter,

Louisville, Ky.

Drucker u. Wellenbohr.

No. 52 Marktstraße,

Südseite, zwischen zweiter und dritter,

Louisville, Ky.

Drucker u. Wellenbohr.

No. 52 Marktstraße,

Südseite, zwischen zweiter und dritter,

Louisville, Ky.

Drucker u. Wellenbohr.

No. 52 Marktstraße,

Südseite, zwischen zweiter und dritter,

Louisville, Ky.

Drucker u. Wellenbohr.

No. 52 Marktstraße,

Südseite, zwischen zweiter und dritter,

Louisville, Ky.

Drucker u. Wellenbohr.

No. 52 Marktstraße,

Südseite, zwischen zweiter und dritter,

Louisville, Ky.

Drucker u. Wellenbohr.

No. 52 Marktstraße,

Südseite, zwischen zweiter und dritter,

Louisville, Ky.

Drucker u. Wellenbohr.

No. 52 Marktstraße,

Südseite, zwischen zweiter und dritter,

Louisville, Ky.

Drucker u. Wellenbohr.

No. 52 Marktstraße,

Südseite, zwischen zweiter und dritter,

Louisville, Ky.

Drucker u. Wellenbohr.

No. 52 Marktstraße,

Südseite, zwischen zweiter und dritter,

Louisville, Ky.

Drucker u. Wellenbohr.

No. 52 Marktstraße,

Südseite, zwischen zweiter und dritter,

Louisville, Ky.

Drucker u. Wellenbohr.

No. 52 Marktstraße,

Südseite, zwischen zweiter und dritter,

Louisville, Ky.







## Marmor u. Stein- Arbeit

**Ferdinand Heim,**  
Madisonstraße, zwischen Campbell u. Garden  
Ich erlaube mir meinen Freunden  
und Bekannten zu sagen, daß ich  
eine Stein- und Marmor- Werkstatt  
in der Madisonstraße zwischen  
Campbell und Garden eröffnet habe.  
Ich führe alle Sorten Marmor, Granit,  
Sapfir, etc. in der besten Qualität  
und zu den billigsten Preisen.  
Besondere Aufmerksamkeit wird  
den Aufträgen für Grabsteine,  
Kreuze, etc. zuwenden.  
Ferd. Heim.

## Schuh-Store

Die billigsten und dauerhaftesten  
**Schuh u. Stiefel**  
kauft man bei

**John A. Fiert,**  
No. 64 Marktstraße, Südseite, zwischen zweiter  
und dritter Straße.  
Ich habe eine vollständige Auswahl  
Schuh- und Stiefel in der besten  
Qualität und zu den billigsten  
Preisen. Besondere Aufmerksamkeit  
wird den Aufträgen für  
Schuh- und Stiefel zuwenden.  
John A. Fiert.

## Ruhbauch & Müller,

Wholesale und Retail Händler in  
**Groceries und Produkten,**  
No. 193 Marktstraße, zw. fünfter und sechster.  
Wir verkaufen alle Sorten  
Getreide, Mehl, Zucker, etc.  
zu den billigsten Preisen.  
Ruhbauch & Müller.

## Elegante Kleiderbesatzung für Damen!

Ich erlaube mir meinen Freunden  
zu sagen, daß ich eine  
Kleiderbesatzung in der besten  
Qualität und zu den billigsten  
Preisen führe.  
Mad. D. Kuhl,  
115 vierte Straße, zw. Markt u. Jefferson

## J. Krieger u. Handwerker,

Händler in  
**Saddlery, Hardware,  
Leder,**  
Gütern, etc. u. Schuhmachergeräthen,  
No. 16 West-Marktstraße,  
zwischen erster und zweiter.

**Brady's**  
Familien Bitters!  
Everybody takes It!  
Brady's Familien Bitters  
ist ein sehr gutes Mittel gegen  
alle Krankheiten, die aus  
Mangel an Blut und  
Nährstoff entstehen.  
Es ist ein sehr gutes Mittel  
gegen alle Krankheiten, die  
aus Mangel an Blut und  
Nährstoff entstehen.



**Brady's**  
Familien Bitters!  
Everybody takes It!  
Brady's Familien Bitters  
ist ein sehr gutes Mittel gegen  
alle Krankheiten, die aus  
Mangel an Blut und  
Nährstoff entstehen.  
Es ist ein sehr gutes Mittel  
gegen alle Krankheiten, die  
aus Mangel an Blut und  
Nährstoff entstehen.

**Dyspepsia,  
Dysentery,  
Ruhr und  
Cholera morbus;  
und für  
Lungen und Leber - Leiden**  
Es ist ein sehr gutes Mittel  
gegen alle Krankheiten, die  
aus Mangel an Blut und  
Nährstoff entstehen.

**Country Bacon.**  
Eine große Partie No. 1 Country Bacon, Schinken, Schmalz,  
etc. zu den billigsten Preisen.  
D. C. Brady u. Co.,  
No. 42 vierte Straße, Louisville, Ky.

## Die verrätherische Brille.

Der Amtmann im W. sächsischen Städt-  
chen F., ein alter im Bureaudienst er-  
grauter Herr, der nach der Arbeit seine  
schwere, eiserne Brille auf die Augen zu  
legen pflegte, vermählte sich nach Jahren  
diese Brille und konnte trotz des eifrigsten  
Suchens dieselbe nicht wieder finden, bis  
er sich endlich nach monatelangem Beden-  
ken entschloß, eine neue zu beschaffen.  
Raum noch hatten sich diese neuen Dop-  
pelfenster an den ungeheuren Geschäftserker  
mit dem rötlich glänzenden, karthago-  
nischen Vorsprung, unter welchen täglich  
1-1½ Pfund „Pariser“ Obdach fanden  
und den man bei nicht so ganz ungewöh-  
nlichen Dimensionen mit dem klassischen  
Namen, „Nasenspitze“ bezeichnet, gewöhnt  
und sich einigermaßen darauf eingestrichelt,  
als eines Tages ein großes Altfaschell  
vom Kreisdirector ankam, mit einem Be-  
gleitungsbrief, welches ihm mehrere wesen-  
tliche Berichtigungen zu machen befehl.  
Unglücklicher Weise war gerade auch eine  
verbindliche Einladung vom Herrn Forst-  
meister im benachbarten F. eingetroffen,  
welche nicht ausgeschlagen werden durfte,  
um so weniger, als Vertraute zwischen  
den Zeilen lesen konnten, daß das zu er-  
wartende eide Bild in einem Häßchen „Car-  
lowitzer 57er“ bestesse, welches der Forst-  
meister im Revier des böhmischen Grenz-  
hauswirthes aufgespielt hatte. Die Jagd-  
partie nahm mehrere Tage in Anspruch,  
die Erholung nach den Jagdtrappagen noch  
mehr Tage, dann folgten einige gemüth-  
liche Schiltpartien und schließlich eine  
gerichtliche Aufhebung eines ermordeten  
Hörstgebüßens, welche dem biederen Amt-  
mann Tag und Nacht Sorgen machte, so  
daß die Berichtigung des Altfaschells  
vergessen schien. Da auf einmal kommt  
ein zweites Monitum vom Kreisdirector,  
die Altfasche einzuschießen. Ohne es zu  
wissen, wurde das Pader, wie es ge-  
kommen war, wieder nach der Kreisdirection  
erwartete unser Amtmann eine Antwort  
mit einer fürchterlichen oberrheinischen  
Nase; doch vergebens, und schon hatte er  
sich mit der zuversichtlichen Hoffnung ge-  
schmeichelt, daß der Herr Vorgesetzte seinem  
Beispiele gefolgt sei und die Altfasche, ohne  
sie wieder durchzulesen in die ewige Ver-  
gessenheit des Archivs verbannt haben  
möchte, als er an einem schönen Spät-  
sonntag an die Thür seiner Amtsstube  
klopfen hörte. Nach dem kräftigen „Her-  
ein!“ des Amtmanns thut sich die Thüre  
auf und herein mit mächtigem Schritt  
— der Kreisdirector — tritt. Bei der nun  
folgenden Examination über den Stand  
der Dinge im Amt F. bezieht sich das er-  
schrockene Amtmännchen, schleunigst ein  
compendioses Altfaschell über den ermor-  
deten Hörstgebüßens vorzulegen und ver-  
sicherte den hohen Herrn, daß die Maß-  
regeln, die auf seine Anordnung getroffen  
seien, nächstens etwas Licht in die geheim-  
nisvolle Mordgeschichte zu bringen ver-  
sprächen. Der Herr Kreisdirector sprach  
seine volle Zufriedenheit aus und bat den  
Amtmann, ihn seiner Gemahlin und an-  
deren Notabilitäten des Fleckens vorzu-  
stellen. Das Gespräch wurde unbesange-  
ner und der Amtmann rief sich schon die  
Hände im Stillen und hielt es nicht für  
unpassend, leise Anspielungen auf Beför-  
derungen oder Gehaltssteigerungen zu ma-  
chen. Der Besuch beim Herrn Ortsfär-  
rer gab Gelegenheit zur gelehrten Unter-  
haltung und nach einer Reihe von Nütz-  
selaufösungen reichte der Kreisdirector dem  
Amtmann ein Blatt, auf dem eine geheim-  
nisvolle römische Grabchrift verzeichnet  
war, mit dem Ersuchen, dieselbe zu lösen.  
Der Amtmann setzte sich sofort in Bereit-  
schaft und suchte seine Brille. „Oh weh,  
ich habe meine Brille in der Amtsstube  
liegen lassen!“ rief er, unumwunden, daß er  
den Rest seiner Schulweisheit nicht aus-  
strahlen konnte: „Nicht möglich!“ versetzte  
der Kreisdirector, „ich habe eine Brille  
bei mir, welche Ihnen passen wird.“ und  
übergab ihm eine alte schwere eiserne  
Brille. Welcher Schrecken! Welches  
furchtbare Wiederfinden der Brille. Es  
war seine eigene verloren geglaubte!  
Nichts war klarer, als das Verschwinden  
derselben. Er hatte sie in dem Neujahrs-  
bericht liegen lassen. Einige leichtbige-  
worfene witzige Bemerkungen des Vorge-  
setzten vergewisserten ihn, daß man ihm  
die Brille, die er in den Altfasche hatte  
liegen lassen, in den Altfasche wieder zurück-  
geschickt und daß abermaliges Eintreffen  
hohen Orts in derselben Verpackung ver-  
rathen haben mußte, daß die Berichtig-  
ungen in den Altfasche verfauldet, weil er  
sie gar nicht geöffnet hatte. Alle Träume  
von Beförderungen, Orden, Gehaltsstei-  
gerungen u. s. w. wichen dem Gegen-  
theile und das Gesicht des Herrn ward  
leichenblau. Nur die Nase vermochte  
nicht gerührt zu werden. Ihr kuppiges  
Roth leuchtete wie Morgengröße aus den  
faßlichen blauen Zügen des Amtmanns so  
komisch hervor, daß der Herr Kreisdirector  
in helles Gelächter ausbrach und die  
ganze Sache zu einem Scherz wendete.  
Der Amtmann soll nie wieder „Carlo-  
witzer“ gesagt haben, wenn er Ein-  
stellungen an seine Vorgesetzten zu machen  
hatte. Es ist auch nie wieder in jener  
Kreisdirection eine Brille des Amtmanns  
von F. aus den Altfaschen gefallen.

Mein Herz! — ein Ausdruck für Mann  
und Frau beim Anfang eines Zankes.

## Jefferson's zehn Lebensregeln.

Die folgenden Regeln für das practi-  
sche Leben gab der 1826 verstorbene, ehe-  
malige Präsident der Vereinigten Staaten  
in einem Briefe seinem Namensvetter Tho-  
mas Jefferson Smith:  
1. Nie verschiebe auf morgen, was Du  
heute thun kannst.  
2. Nie bemühe Andere mit dem, was  
Du selbst thun kannst.  
3. Verschwinde nie Dein Geld, ehe Du  
es hast.  
4. Nie kaufe unnütze Sachen, weil sie  
billig sind.  
5. Hochmuth kostet uns mehr, denn  
Hunger, Durst und Kälte.  
6. Wir bereuen nie, daß wir zu wenig  
gegessen haben.  
7. Nichts ist mühsam, wenn wir es  
willig thun.  
8. Wie oft haben jene Uebel und Schmerz  
verursacht, welche nie eintreten.  
9. Betrachte Alles von der guten Seite.  
10. Wenn Du zornig bist, zähle zehn,  
ehe Du sprichst; bist Du aber sehr zornig,  
so zähle hundert.

**Improvisation.** Ein Schneider, Na-  
mens A u c h u t, der etwas vom Im-  
provisiren gehört hatte, verlangte von ei-  
nem Studenten einen Reim auf seinen  
Namen. Letzterer diente ihm mit Folgen-  
dem: „Ihr Name Herr  
Auchgut  
Wär' ohne A  
Auch gut!“

**Einem noch nicht schulpflichtigen Kinde**  
sollten die Anfangsbuchstaben des bekann-  
ten Liedes eingeprägt werden:

Heiland, geh voran  
Auf der Lebensbahn!

Da das Kind von einer Lebensbahn  
noch nie etwas gehört hatte, hielt es sich  
zu der Frage berechtigt: „Mama, muß  
es denn nicht heißen:

„Auf der Lebensbahn!“

**Schnelle Heirath.** Von dem vorle-  
gen englischen Grafen Pomfret erzählt man  
sich, daß er auf eine höchst seltsame Weise  
um seine nachherige Gemahlin, eine reiche  
Erbin, erworben habe. Bei der ersten  
Zusammenkunft mit ihr fragte er: „Mö-  
gen Sie gern geröstet Brod mit Butter?“

„Ja!“

„Auf beiden Seiten bestrichen?“

„Ja!“

„Meinen Sie nicht, daß es gut wäre,  
wenn wir uns heiratheten?“

„Ja!“

„Das vierte „Ja“ gab die Braut am  
Traualtare.

**Mathews ist mit einem Scherz** auf  
den Lippen gestorben. Sein Diener näm-  
lich, der ihn auf seinem Sterbelager pflegte  
und wohl sah, daß sein Herr dem Ver-  
scheiden nahe war, vergriff sich, als er ihm  
nochmals Arznei reichen wollte, und gab  
ihm stattdessen einen Löffel voll Dinte.  
Ein Freund, der zugegen war, bemerkte  
dies und gerieth außer sich darüber. „Laß  
gott sein“, antwortete der Sterbende mit  
mutter Stimme, „laß gut sein, ich ver-  
schlucke ein Stück Pflasterpapier und die  
Sache ist wieder gut gemacht.“ Darauf  
drehte er den Kopf nach der Wand herum  
und — starb.

**Diebstahlsbeden.** Ein Hauseigentüm-  
mer in Magdeburg steht vor Kurzem ein  
Mann mit einem Korbe voll Betten auf  
der Treppe seines Hauses. Der Mann ist  
rückwärts die Treppe heruntergegangen,  
und der Hausherr, welcher daher verneint,  
der Mann wolle mit seinem Bette die  
Treppe hinauf, ruft ihm zu: „Wohin?  
Mann!“

„Hier hinauf.“

„Wem gehören denn die Betten?“

„Nun, wenn anders, als dem Herrn  
Lieutenant.“

„Hier wohnt kein Lieutenant.“

„Es zieht einer doch hier ein.“

„Zieht auch keiner hier ein.“

„Nun, das Haus ist mir doch so genau  
bekannt.“

„Ei was!“

Nun dreht sich der Mann um, kommt  
mit seinen Betten vorwärts die Treppe  
herab, und entfernt sich schimpfend und  
fluchend, daß er so von Pontius zu Pla-  
tus geschickt werde. Aber am Abend fin-  
det er sich. Als der weiße Hausherr sich  
zu Bett legte, und der Ruhe pflegen will,  
findet er nur noch Stroh in der Spende.

**Der Krug.** Der Präsident von \*\*  
war dem Trunk sehr ergeben, und dies  
war dann die Ursache, daß er seine Amts-  
geschäfte oft sehr vernachlässigte. Der  
Fürst, welcher ihm wegen seines Wides  
und seiner guten Eigenschaften sehr gut  
war, sagte ihm einst, daß er doch einmal  
anfangen möchte, mehr Fleiß und Ord-  
nung in seinen Geschäften zu zeigen und  
minder Wein zu trinken, denn er fürchte,  
daß er über lang oder kurz sich genöthigt  
sehen würde, ihm den Abschied zu ertei-  
len.

„Mein Lieber“, sagte er, ihm mit dem  
Finger beim Weggehen drohend, „ich  
fürchte, der Krug geht so lange zu Was-  
ser, bis er bricht.“

„D“, versetzte der Präsident, „dafür bin  
ich sicher, mein Krug geht nie zu Wasser,  
immer nur zu Wein.“

## Milanollo.

Ich besuchte in London eines Morgens,  
erzählte ein Reisender, meinen Freund,  
den Wiener Walzenkönig Strauß. Er  
war sehr beschäftigt mit dem Arrangement  
eines Concerts, welches an demselben  
Abende stattfinden sollte, als leise an die  
Thür geklopft wurde. Auf unser „Herein!“  
trat ein gebückter Mann in schlechter Klei-  
dung, ein kleines, blaßes, etwa sieben- bis  
achtjähriges Mädchen an der Hand füh-  
rend, ein.

„Habe ich die Ehre, Herrn Strauß zu  
sprechen?“ fragte er in gebrochenem Fran-  
zösisch.

„Das ist er“, sagte ich, auf meinen  
Freund deutend.

„Ich habe eine Bitte“, fuhr er schüch-  
tern fort. „Ich wünschte, daß Sie mei-  
ner kleinen Tochter hier erlauben, heute  
Abend in Ihrem Concerte zu spielen, da-  
mit ihr einmal Gelegenheit gegeben würde,  
sich öffentlich hören zu lassen.“

„Das kann nicht sein“, sagte Strauß,  
dem ich die Rede verdolmetschte, „ich habe  
zu viel Nummern.“

„So, so!“ versetzte der Alte langsam  
und traurig. „Haben Sie nicht vielleicht  
irgend ein Instrument, wenn es auch eine  
ganz alte Violine ist, in der Nähe?“

„Ja“, entgegnete Strauß zögernd,  
„eine Violine habe ich natürlich hier.“

Er legte zögernd das gute Instrument in  
die begierig danach langenden Hände der  
Kleinen. Sie drückte es rasch an das  
Kinn, schlug die dunkeln Augen in die  
Höhe und begann, ohne lange die Geige  
zu stimmen, ihr Spiel. Strauß und ich  
sahen uns immer mit größeren Augen an,  
der Alte lächelte. Als sie geendigt,  
klatschten wir uns die Hände wund.

„Sie können heute Abend spielen“, rief  
Strauß enthusiastisch, „und immer und  
jedes Mal, so lange ich auf Erden Con-  
cert gebe. Wie heißen Sie, mein Kind?“

„Ich beuge mich nieder zu der Kleinen,  
nahm ihr mageres Händchen zwischen  
meine beiden und fragte schmeichelnd:  
„Wie heißt Du, Kleine?“

„Ich heiße Milanollo“, sagte  
sie leise.

**Am Sagen und Flennen.** Ist der  
Narr zu erkennen. Bei einer Gasterei zu  
Athen suchten verschiedene Gauller und  
Schalksnarren die Gäste zu belustigen.  
Alles lachte überlaut, nur Anacharsis nicht.  
Als aber hierauf ein Affe zum Vorschein  
kam, verzogen sich auch seine Miene zum  
Lächeln. Man wollte wissen: warum er  
nur die seltsamen Grimassen des Thieres  
belachte? „Weil sie Natur sind!“ ent-  
gegnete der Philosoph. — Solch ein Unter-  
schied wird auch bei unsern jetzigen Lust-  
spielen bemerkt: während die Menge das  
Lachen auskultet, kann der Gebildete  
zu keinem Lächeln kommen, und mehr  
noch wird es ihm schmerzhaft, wenn er be-  
denkt: worüber er lachen hört.

**Lablache.** Als der Zwerg Tom Thumb  
sich in Paris befand, wollte ein Mann  
aus der Provinz, den Geschäft in die  
Hauptstadt geführt hatten, die kleine Mer-  
würdigkeit auch gern sehen, und um dies  
mit aller Ruhe thun zu können, nahm er  
sich vor, in die Wohnung des Zwerges  
zu gehen. Auf der Treppe begegnete ihm  
der riesenhafte Lablache, u. da der Fremde  
verlegen sich umfah, fragte Lablache ge-  
fällg, was er suche. Der Mann aus  
der Provinz sagte er.

„So haben Sie vom Glück zu sagen“,  
antwortete Lablache; „ich bin der Gene-  
ral Tom Thumb.“

„Sie?“ erwiderte der Fremde, indem  
er raunend an dem dicken Koloß empor-  
sah; „man sagt ja aber, er wäre sehr  
klein.“

„Deffentlich, lieber Freund, allerdings.  
Man muß den Leuten etwas weiß machen;  
zu Hause mache ich mir's bequem u. zeige  
mich wie ich bin.“

Der Fremde entfernte sich und lachte  
alle Pariser aus, da er allein den soge-  
nannten kleinen General gesehen hatte,  
wie keiner von ihnen.

**Irthum.** Der Bediente eines Rei-  
chen mußte im nächtlichen Zimmer schla-  
fen, wo sein Herr schlief. Beide liebten  
den Trunk. Der Bediente kam einst spä-  
ter nach Hause, als sein Herr, der schon  
im Bette lag, und schlief. Weil er be-  
trauscht war, und auch zu tief in's Glas  
geegudt hatte, so war er froh, das Bett zu  
erreichen. Der illuminirte Bediente ver-  
fehlte sein Bett, und legte sich in das sei-  
nes Herrn, doch so, daß er mit seinem  
Kopf zu dessen Füßen lag. Wie der Herr  
des Morgens erwachte, rief er: „Johann!  
es liegt einer bei mir im Bette!“

„Bei mir auch, Ihr Gnaden!“

„Was Teufel ist das, wirft den Hund  
heraus“, rief der Herr.

Johann vollzog eiligst den Befehl sei-  
nes Herrn, sagte seinen Compagnon am  
die Mitte, und warf ihn zum Wette hin-  
aus. Nun nahmen Beide erst den Ir-  
thum nach ihrer verschiedenen Situation  
wahr.

**Graue Haare.** In einer Gesellschaft  
entstand einst die Frage, warum so viele  
alte Herren, die gern noch jung scheinen  
wollen, ihre grauen Haare unter schwarze  
Perrücken verbergen?

„Je nun“, antwortete Einer der An-  
wesenden, „Mancher verbirgt sie, weil sie  
nicht mit Ehren grau geworden sind.“

## Der Charlatanismus des Krankthums.

Krank sein ist das Traurigste auf der Welt,  
und doch giebt es Leute, die ein immer-  
währendes Uebelbefinden affectiren. Es  
giebt Personen, besonders Frauenzimmer,  
denen das Kranksein, selbst das wirkliche,  
sehr gut steht; und ich kenne viele Män-  
ner, die niemals einem andern Frauen-  
zimmer, als einem unpäßlichen die Cour  
gemacht haben. Es ist wahr, es giebt  
nichts Unschöneres, als jene plumpen, fet-  
ten, rothbackigen Gesichter, die eine eiserne  
Gesundheit ankündigen, die einen durch  
ihr stolzes Aussehen zu verböhnen  
scheinen. Man hat einen Widerwillen  
gegen diese Leute, wie gegen einen schar-  
lachrothen Tod, gegen eine von Hekt über-  
stehende Speise. Man interessirt sich  
hingegen für die blassen Gesichter, aus  
denen das Leben zu entfliehen scheint, und  
man unternimmt sie zu lieben, denn es  
liegt viel Poesie, viel Reiz in der Angst,  
sie bald wieder zu verlieren. So liebt  
eine Mutter oft das fränkliche, melanco-  
lische, leidende Kind mehr als das leb-  
hafte, heitere und von Gesundheit stro-  
hende. Man spielt Krankheit, wie man  
Gefühl spielte, wie man Heiterkeit grimas-  
sirt. Es giebt kein Frauenzimmer, die es  
nicht unternommen hätte, ein oder meh-  
rere Mal in ihrem Leben, sich in den Augen  
ihres Ansehens als eine Brustfranke  
herauszustellen, wenn ihre physische Be-  
schaffenheit nur halbwegs diesem sentimen-  
talen Kalkül keinen Strich durch die Rech-  
nung macht. Es ist eine Wonne für diese  
Damen, Besorgnisse und Schreden in das  
Männerherz zu werfen. Die Personen,  
die an ernstlicher Krankheit leiden, bella-  
gen sich im Gegentheil sehr wenig, und  
scheinen von ihrem Uebel gar nichts zu  
wissen. Eine höhere, tröstliche Macht  
scheint vor der Gefahr die Hoffnung ge-  
pflanzt zu haben, die dem Tode als Maße  
zu dienen scheint. Es giebt eine Unzahl  
von konventionellen Krankheiten, deren  
sich der Bonton bedient. Die Modeda-  
men haben seit undenklichen Zeiten eine  
Vorliebe für Migräne. Eine Ohnmacht,  
ein Nervenanstoss steht ihnen zu jeder Mi-  
nute, bei jeder Gelegenheit zu Gebote.  
Die größten Virtuosen im Krankthum  
sind jedoch Schauspielerinnen und Sän-  
gerinnen.

Welche Verheerungen der Charlatan-  
ismus des Krankthums auf der breiteren  
Coulissenwelt anrichtet, lehrt die tägliche  
Erfahrung und die Theaterzettel. Die  
Hauptpanaceen gegen dieses simulirte Un-  
wohlsein der dramatischen Menschheit sind  
wohl, daß man einen Rivalen oder eine  
Rivalin, die die Rolle besser spielen oder  
singen, als Erfassung auftreten zu lassen droht,  
oder auch ein gutes Spielhonorar. Vom  
Gelehrten bis zum Schulknaben, schreit  
sich Alles frant aus Interesse, Faulheit  
oder Affectation.

**Höflichkeit.** Zu Loretan, wobei Schenke  
dicht neben der Pfarrwohnung sich befin-  
det, hatten die Bauern die äble Gewohn-  
heit, nicht nur am Tage, sondern sogar  
ganze Nächte hindurch in dieser Schenke  
Regel zu spielen. Der Pastor, welcher  
durch das Geschrei der Regellungen: „alle  
neune!“ „achte um König!“ etc. u. durch  
das Lärmen der Bauern im Schlaf ge-  
stört wurde, hatte sich schon oft mißfällig  
darüber geäußert; jedoch ohne allen Er-  
folg. Eines Sonntags aber schloß er  
seine Predigt über ein gottgefälliges Leben  
mit folgenden Worten:

Ihr Bauern aus Voten,  
Seid grobe Knoten,  
Seid grobe Flegel,  
Warum schießt Ihr Regel?

Da kloß der Gerichtschöppe den Rich-  
ter an und sagt: „Hört Gevatter, ich  
dächte das wäre doch sehr grob gewesen  
vom Pfarrer und das dürfen wir nicht lei-  
den.“ Die Gemeinde verlag den Pfar-  
rer beim Confessorio. Der Pfarrer er-  
hält auch bald darauf von diesem ein  
Schreiben, worinnen er veranlaßt wird,  
mit seiner Gemeinde künftig etwas feiner  
und höflicher zu sprechen. Darüber är-  
gerlich, nimmt er es den nächsten Sonn-  
tag mit auf die Kanzel, nach beendgter  
Predigt sagt er: „Von einem hohen Con-  
fessorio ist mir dieses Schreiben zugekom-  
men, wonach ich künftig feiner mit Euch  
sprechen soll. Ich rufe Euch daher zu:

Ihr Bauern aus Lötchen,  
Seid grobe Knötchen,  
Seid grobe Flegelchen,  
Warum schießt Ihr Regelchen!

„Seht Ihr's Gevatter“, sagte der  
Schöppe zum Richter, „wie er nun kann  
höflich sein!“

**Die Körperhärte des Marshall von**  
Sachsen ist bekannt. Als er sich einst in  
einem grohen Gedränge von Menschen be-  
fand, suchte einer von den gewandten Kämp-  
fern, die bei solchen Gelegenheiten gern  
die Taschen der Vornehmen unteruchen,  
auch der seinigen auf den Grund zu kom-  
men. Der Marshall merkte dies aber,  
griff schnell in die Tasche, und erhaschte  
zum Glück darin die fremde Hand. Knack!  
brach ein Finger derselben entzwei, knack!  
noch einer, und knack! noch ein dritter.  
Während dieser Execution innerhalb der  
Tasche, rief Jemand dem Marshall anstän-  
dig zu: „Sehen Sie sich doch um, mein  
Herr, hinter Ihnen geräth ein Mensch in  
Convulsionen.“ „Es hat nichts zu sagen“,  
erwiderte der Marshall, „ich bin schon  
am letzten Finger.“



## Stachelmeier.

Traveltown, in America, schräg in's  
Winkelche. Mai 1. 1868.

## Geliebte Reibachion!

Juchhe, der Mai ist da! Wenn ich  
noch jung wär, so würd ich jetzt ein je-  
weiliges Sehn nach Boombüthen, Wel-  
chen un junge Mädchen verschüben, da ich  
aber ein alter Mann bin, so hat mich die  
Sehn nach Boombüthen nicht mehr ge-  
wisst. Ich hab' mich schon längst abge-  
geben, so würd ich nicht mehr wissen, da ich  
im Frühling, oder im Sommer lebte.

Sagen Sie, haben Sie noch jensei-  
ten, daß der schwarze König von Abyssinien,  
das kleine Theodoros, der Große, von die  
Victoria, zu der er eine Reizeung begie-  
het, geschlagen ist. Ich hab' von meinen Spe-  
zialcorrespondenten in Afrika erfahren,  
wie das gekommen ist. Der Theodoros näm-  
lich war ein ganz braver Mann, der sich  
gegen die Engländer tapfer gewehrt hat,  
aber durch eine elende Finte ist er umge-  
kommen. Wie er nämlich auf seinem Thron  
saß, um seine Garde ohne Uniform gegen  
die Engländer dirigirte, hat sich ein En-  
gel ein Genie bis gegen den Thron vor-  
geschoben und den unglücklichen König  
eine Sonntagspost unter die Nase ge-  
halten. Das konnte der arme Kerl nicht aus-  
halten. Er nahm ein Pistol und schloß  
sich ab. Un uf diese Art ist er umge-  
kommen un uf seine andere. Wat zu be-  
monstren war — wie die alten Griechen  
sagen.

In letzte Zeit beschäftigte ich mich nur  
mit Geschichte un schreibe biographische  
Skizzen über berühmte Männer. Zuerst  
habe ich den Baunachius zum Vor-  
wurf genommen. Hier ist sein Bild:



Derselbe frist Republikaner, ist noch  
nicht civilisiert und zeichnet sich durch seine  
Jesfräglichkeit aus. Besondere Kennzeichen  
sind folgende: Nahe Sprache, kleines  
Gehirn un unanständige Leiden.

Die zweite Biographie behandelt die  
problematische Natur. Hier ist seine Bi-  
sage:



Das Jeschöpf schreibt jenne Prospekt  
für neue Zeitungen, die im Mond gedruckt  
werden. So leicht reißbar un muß dann  
jenseitlich werden. Nächstlich von Schnaps  
und Scandal un hält sich jern im Schmutz  
auf. Character — ist nich.

Das dritte Bild:



ist ein Mann, der's Pulver nicht erfunden  
hat, aber jenne Tabak roocht. Wo er je-  
boren ist, weiß man nicht un wo er sterben  
wird, kann ich auch nicht mehr sagen, weil  
er schon dobt ist un Kasermeier best. Ueber  
seine Werte als Kasermeier hat sich der An-  
zeiger immer sehr lobend ausgesprochen. Er  
war ein ordentlicher Mann un starb an die  
Maulpest, die er sich vom vilten Zäh-  
nen bei einem problematischen Artikel  
zugesogen hatte. Was er jetzt treibt, weiß  
bloß der Teufel, womit er mir jehowen  
bleiben kann un Sie mir auch. Mit Re-  
spect. Ihr biographischer

Stachelmeier,  
mit'n feizigen Anlauf.

Der Köpferdreher. Ein fader Zu-  
ber rühmte sich, er hätte gar vielen hü-  
bschen Frauen die Köpfe verdreht. „Ich  
weiß gar nicht daran,“ erwiderte eine  
Dame, „ich selbst muß ja meinen Kopf  
wegwenden, bloß wenn ich Sie höre.“

Die Freunde. Man hat dreierlei  
Freunde: den Schulfreund, den Jugend-  
freund un den Hausfreund. Mit dem  
Schulfreund theilt man seine Prügel, mit  
dem Jugendfreund seine dummen Streiche  
un mit dem Hausfreund seine ebelichen  
Donnerwetter, mit dem Unterschiebe, über  
dem Haupte des Mannes donnert's un  
beim Hausfreund schlägt's ein.

## Aus dem Pariser Leben.

Ein Correspondent der N. Y. Staats-  
ztg. berichtet über folgende dunkle Ge-  
schichte aus Paris:

Ueber eine geheimnißvolle Geschichte,  
die hier unlängst viel von sich hat reden  
machen, berichtet ich Ihnen nach einem  
hier erscheinenden viel geleseenen Blatte  
mit folgenden:

Die Modeherren, Lebemannern, Stam-  
m-gäste des Cafe Anglais, Verehrer erstaun-  
licher Theateraufführungen kennen alle ein  
überaus reizendes feines blondes junges  
Mädchen, das sich in der Demi-  
monde einen gewissen Ruf erworben  
hatte.

Man nannte sie Savigny, Glasigny,  
ich weiß nicht recht. Ihr wahrer Name  
ist Quart. Sie hat, oder hatte vielmehr,  
im ersten Stock eines Hauses in der Rue  
de l'Arcade, nahe der Madeleinekirche  
eine prächtige Wohnung gemietet, un  
dem Glanz derselben entsprach ganz der  
von ihr gemachte Aufwand. Sie ist ge-  
storben; sie war kaum einundzwanzig  
Jahre alt.

Vor drei Tagen ward das junge Mäd-  
chen bettlägerig: sie litt entseztlich, schrie,  
weinte un wand sich in furchtbaren  
Schmerzen. Das Kranksein des armen  
Kindes währte nicht lange, sie hatte in  
unbeschreiblicher Weise das Schlußwort,  
von Zeit zu Zeit stellte sich ein bestiges Er-  
brechen ein un der herbeigerufene Arzt er-  
kannte ohne Mühe die Symptome einer  
akuten Darmentzündung.

Furchtbare Krämpfe führten die Kranke  
rasch dem Tode entgegen. Was ihr  
Kammermädchen dabei thug, macht's  
mar, die Halskarrigkeit, womit sie in  
den Zwischenpausen die Worte wiederholte:

„Die Glende! Sie hat mich getödtet!  
Er hat dafür bezahlt!“

Durch sechs un dreißig Stunden wur-  
den die Krämpfe immer heftiger; die Kranke  
ward zusehends schwächer: sie lag im  
Sterben. Das Kammermädchen bekam  
Angst, sie glaubte an eine Vergiftung  
un lief, von Entsetzen gepackt, auf die  
Polizeipräfektur, wo sie über den Krank-  
heitsfall berichtete un die Webrust, Klä-  
gen un Bewandlungen ihrer Herrin  
mittelte.

Sofort begab sich eine Gerichtsper-  
son nach der Rue de l'Arcade; die Kranke war  
dem Versterben nahe. Die an sie gerichteten  
Fragen blieben ohne verständliche  
Antwort, kaum vernehmbar waren die  
von ihr im letzten Todeskampf gesprochenen  
Worte:

„Glende — — — — — — — — — — — — — —  
ermordet! — — — — — — — — — — — — — —  
20,000 Francs — — — — — — — — — — — — — —  
Stroh!“

Die Unglückliche starb vor den Augen  
des Gerichtsbeamten, der sich voller Ent-  
setzen fragte, welche Bedeutung den in  
extremis, angesichts eines schrecklichen,  
vielleicht durch ein Verbrechen herbeige-  
führten Todes, gemachten, Aussagen be-  
gelegt werden könne.

Die gerichtliche Untersuchung ward so-  
fort eingeleitet: un hier muß bemerkt  
werden, dieselbe mit großer Umsicht un  
Schnelle weitergeführt wurde.

Nach Verlauf von drei Stunden ward  
der Schuldige, (wir wagen noch nicht zu  
sagen, die Schuldigen) verhaftet.

Eine Freundin der Verstorbenen, die  
rasch herbeigerufen worden war, ertheilte  
über deren Lebenswandel un ihre Be-  
ziehungen einige Auskunft; durch sie er-  
fuhr man, daß sie notorisch die Mätresse  
eines verheirateten Börsenpekulanten,  
Namens R., war, der ihr's an Nichts sel-  
ben ließ; man wußte auch, daß sie schwanger  
war.

Das war ein Lichtstrahl. Das Schlüs-  
sel, das Erbrechen, die Krämpfe, das rasche  
Absterben der Zwanzigjährigen, waren  
das nicht die Symptome einer akuten  
Darmentzündung? Ganz gewiß, ja; wer  
aber war der oder die Schuldige?

„Glende — — — — — — — — — — — — — —  
ermordet! — — — — — — — — — — — — — —  
20,000 Francs — — — — — — — — — — — — — —  
im Stroh.“

Im Stadtrierteil der Centralhallen  
wohnte eine Frau P., geborne H., deren  
Signalement schon wiederholt auf der  
Präfektur abgegeben worden war.

„Glende — — — — — — — — — — — — — —  
ermordet!“

Wollten diese von der Unglücklichen im  
Todeskampf ausgesprochenen Worte nicht  
sagen:

„Die Glende in der Rue Montorgueil  
hat mich für 20,000 Francs ermordet!“

Diese 20,000 Francs, wer hat sie her-  
geben können? Der Liebhaber der Ge-  
storbenen, um sich das Kind vom Hals  
zu schaffen, dessen Geburt für ihn, den  
verheirateten Mann, eine Quelle von  
Widerwärtigkeit aller Art werden konnte.

Begründet oder nicht, das mußte der  
Gedanke des Gerichtsbeamten sein, der  
sich lebenden Fußes zu der Frau P. in der  
Rue Montorgueil begab.

Man fand bei ihr eine ganze Sam-  
lung verdächtiger Gegenstände vor.

Verhört, verlor die Frau P. die Fas-  
sung, leugnete, verwickelte sich in Wider-  
sprüche un — bekannte. Sie war es in  
der That, welche die Sterbende beschul-  
digt hatte, sie um 20,000 Francs ermor-  
det zu haben.

Blieben noch die unzusammenhängen-  
den Worte zu entziffern übrig:  
„Instrumente — — — — — — — — — — — — — —  
im Stroh.“

Man suchte überall — — — — — — — — — — — — — —  
Pöplich durchfuhr es das Gehirn des  
Beamten wie ein auffallender Strahl.  
Ein Pöplerschündchen lief in den Gemä-  
chern in einem fort hin un her, schnop-  
perte, jappete, wie das so der Schöndün-  
den Manier un bettete sich auf ein ro-  
thes Sammetkissen in einem Winkel.

„Durchsuchen Sie einmal das Kissen  
da!“ befahl der Gerichtsbeamte den ihn  
begleitenden Beamten.

Leichenblässe überzog bei diesen Wor-  
ten das Gesicht der Frau.

Die Gerichtsdiener geborchen un för-  
dernden aus dem Stroh — das Kissen war  
mit Stroh gefüllt — ein seltsam gestaltetes  
Instrument zu Tage.

Die Bedeutung dieses Instrument ward  
dem Gerichtsbeamten sofort klar. Er  
hatte sich nicht getäuscht, er hatte vor sich  
die Schuldige un das Nordinstrument,  
dessen sie sich bedient hatte.

Eine Viertelstunde darauf ward Herr  
N. der Börsenmann, in seiner Wohnung  
verhaftet un nach der Polizeipräfektur  
abgeführt.

Mittlerweile besorgte der Gerichtsarzt  
Jardien die Oeffnung der Leiche u. kon-  
statirte eine „herbeigerufene acule Darm-  
entzündung“, in Folge deren der Tod ein-  
getreten.

Zum andern Male im Beisein der be-  
sagten Gerichtsperson verhört, hat die Frau  
P. ihre Schuld eingestanden, aber nicht,  
daß sie dafür 20,000 Francs bekommen  
hätte.

Was Herrn N. betrifft, so läugnet er  
auf das Hartnäckigste.

So stehen jetzt die Sachen. Die Un-  
tersuchung geht ihren Gang un bald  
dürfte der Fall seine Erledigung vor den  
Rissen des Seine-Departements finden.

Der Vogel Voria, welcher in Indien  
sehr häufig ist, lernt gleich dem geüb-  
testen Hunde apportiren, kommt auf den  
Ruf seines Herrn, setzt sich ihm auf den  
Finger, un eilt auf den ersten Wink ei-  
nem Ringe nach, den man z. B. in einen  
Brunnen wirft, un haßt ihn auf, ehe  
er das Wasser erreicht. Eben so läßt er  
sich, gleich den Tauben, als Briefbotin  
gebrauchen, un lernt Briefchen von einem  
Hause in's andere tragen. Verliebte  
Hindu-Jünglinge richten sie auch ab, den  
jungen Indianerinnen ihre „Ticas“, kleine  
Goldplättchen, die sie, wie es seit einiger  
Zeit unter unsern Frauen Mode war, zwi-  
schen den Augenbraunen tragen, zu rauben.  
Uebrigens ist der Instinct des Voria  
vielleicht noch bewundernswürdiger, als  
das, was er von den Tauben lernt.

Aus Grashalmen webt er sich ein Nest in  
Gestalt einer Kugel, das wie von Tuch  
gemacht aussieht, un an die höchsten  
Zweige des indischen Feigenbaums oder  
der Palme, über den fahlen Ausdünstun-  
gen einer Quelle oder eines Baches derg-  
eilt befestigt ist, daß es die Winde schau-  
keln; der Eingang in dasselbe ist von un-  
ten, um die Jungen vor Raubvögeln zu  
sichern. Dieses Nest, in welchem sich zwei  
oder drei abgesonderte Kammerchen befin-  
den, wird von dem klugen Vogel Nacht  
mit einem Glühwürmchen beleuchtet, den er  
zu diesem Zwecke lebendig fängt un in-  
nen an der Wand des Zelles mit etwas  
feuchtem Lehm befestigt. Folgendes ist  
der Bericht eines Engländers, der lange  
Zeit in Indien sich aufgehalten, über diese  
fast unglückliche klingende Thatsache:

„Da ich mich von der Wahrheit der Sache  
mit eigenen Augen überzeugen wollte, so  
beschloß ich selbst ein Nest dieses Vogels  
zu untersuchen, un gab deshalb Nach-  
mittags vier Uhr meinen Bedienten den  
Auftrag, den Vogel zu verfolgen u. nicht  
nach dem Neste zurückkehren zu lassen, bis  
ich dieses in Augenschein genommen. Ich  
öffnete den Eingang un fand wirklich ein  
einen Glühwürmchen an der Wand mit jener  
Erde befestigt, welche die Hindu „Morum“  
nennen. Nachdem ich das Nest wieder  
verschlossen un an Ort un Stelle ge-  
bracht hatte, untersuchte ich es am folgen-  
den Abend noch einmal, un fand aber-  
mals einen kleinen Glühwürmchen mit frischem  
Lehm zur Seite des Eingangs an-  
geheftet, wie ich es am vorigen Tage ge-  
sehen hatte. Noch an drei andern Aben-  
den nahm ich dieselbe Untersuchung vor,  
un fand überall die kleine lebendige  
Nachtlampe; in einem vierten war das  
feuchte Thonkümpechen schon bereit, aber  
der Glühwürmchen noch nicht aufgesetzt.“

Der Beobachter des Voria findet es nicht  
wahrscheinlich, daß der Vogel den Glüh-  
würmchen zur Speise beibringe, da der Voria  
seine Nahrung nicht in der Nacht zu sich  
nimmt, sondern dies bei hellem Tage zu  
thun pflegt.

Kindes-Herr. Minum, ein Chinese,  
verlor seine Mutter in seiner ersten Ju-  
gend. Er bekam eine Stiefmutter, die  
ihn eben so mißhandelte, als sie ihre bei-  
den Kinder verzärtelte. Er ertrug es ge-  
duldig. Einst hatte sie ihn so gemißhan-  
delt, daß er ohnmächtig zu seines Vaters  
Füßen sank. Der Vater erfuhr die Ur-  
sache un wollte seine Frau verstoßen;  
Minum aber hat, es nicht zu thun.

„Mein Vater,“ sagte er, „unser sind drei;  
jezt leide ich nur allein, verstoß Du aber  
unser Mutter, so werden wir alle drei  
leiden.“

Gast: „Wirth, Ihr Bier ist aber matt  
— ist's Fäßchen Schuld daran?“

Wirth: „Wenn Sie so lang laufen  
wie das Fäßle, werden Sie auch matt.“

Die letzte Stunde des Komikers  
Wenzel Scholz.

Die Kertze schüttelten bedenklich die  
Köpfe, denn es hatte Zweihundsechzig ge-  
schlagen, un die alte kranke Uhr Wenzel  
Scholz war dem Ablauf nahe. Da sah  
er in seinem Lebenslauf, umgeben von sei-  
nen Lieben un Getreuen. Die kurzen  
Beine wollten ihn nicht mehr tragen un  
die Altersschwäche, die faulste Magd des  
Todes, hatte ihre schwere Hand auf sein  
Haupt gelegt.

„Gieb mir meine Cigarre, Nest!“ sagte  
er zu seiner Frau. „Ich hab' Gucko, ein  
Bissel zu rauchen. Vielleicht kann der Tod  
den Tabakrauch nicht vertragen, un fährt  
ab, wenn ich ihm einen blauen Dunst vor-  
mach.“

Die weinende junge Frau brachte ihm  
eine Cigarre. Er zog an — aber es ging  
nicht — er hatte die Kraft nicht mehr, dem  
Todesengel einen blauen Dunst vorzumachen.

„Ich weiß nicht, hat die Cigarre oder  
hab' ich keine Lust“, bemerkte der Patient.  
„Mir scheint all'weel, ich hab' keinen rechten  
Zug mehr. Na, warten wir noch ein  
Bissel. Der Zug wird mit den letzten  
Zügen kommen.“

„Red' nicht so, Wenzel“, bat schluchzend  
die junge Frau.

„Wein' nicht, Nest, wein' nicht, sonst  
können die Leut' glauben, daß der Scholz  
ein trauriger Spasmacher geworden ist“,  
antwortete der Komiker, indem er die Ci-  
garre wegworf un die Hand seiner Frau  
ergriff.

„Schau, das hast jezt davon,  
daß Du einen alten Invaliden gebet-  
tet hast. Hast mir's aber nicht merken  
lassen — hast Deinen alten Grauschimmel  
gern g'habt, als ob er noch ein junges  
Rappet wär!“

„Hör' nicht so, mein liebes, gutes,  
braves Weib gewesen — gieb mir ein Bissel,  
Nest.“

„Der liebe Gott wird uns noch nicht  
trennen!“ sagte die junge Frau, indem  
sie den Patienten innig in ihre Arme  
schloß.

„Wenn er's aber doch thut, müssen wir  
dem alten Herrn schon seinen Willen las-  
sen. Er hat mich ja lang genug da un-  
ten herumurseln lassen. Dort oben  
kommen wir schon wieder zusammen.  
Weiber! — brauchst Dich nicht zu fürchten  
vor meiner ersten Frau — ich bleib' schon  
bei Dir.“

Indes war es Abend geworden. Die  
junge Frau zündete die Nachtlampe an.

„Gieb mir einen Schluck Medicin, Nest.“  
Kurios, meine Junge ist mir so schwer ge-  
kommen, als ob ich mir einen Haarbüchel  
getrunken hätte.“

„Red' mit so viel un schon Dich Wenzel.“

„Schonen? Ist nicht notwendig. Die  
Nacht, die ich jezt einstudire, werd' ich doch  
spielen können, — aber nicht zur Zufrie-  
denheit, sondern zur Unzufriedenheit des  
Publikums, hoff' ich. Dreh' die Lampe  
mehr auf — sie brennt nicht gut —'s ist so  
finster im Zimmer — mehr Licht, mehr  
Licht, hat der alte Göthe gesagt. Er wird  
nicht böse sein, wenn es ihm der alte  
Scholz nachplappert.“

Die junge Frau zündete noch ein paar  
Kertzen an, obgleich das Zimmer schon von  
der Nachtlampe hell beleuchtet war.

„Wo bist denn, mein liebes Weiber?“  
fuhr Scholz fort, indem er die Augen auf-  
riß.

„Hier, hier, mein Freund.“

„Kas' mir Dein Handl, — es ist das-  
selbe Handl, das den alten Lumpazi treu  
un redlich auf den Weg der Ordnung  
zurückgeführt hat. Die Kertzen brennen  
schlecht — ich seh' mir — mir scheint, ich bin  
schläfrig — bleib da — verlaß mich nicht —  
„Nein, mein lieber Wenzel.“

„Kas' uns von den glücklichen Stunden  
plaudern, die wir mit einander erlebt ha-  
ben. Aber nein — das geht nicht — ich ver-  
gesse ganz, daß ich mein Reisefinkeln schon  
geschürt habe, un daß mir der geistliche  
Pater gerathen hat, mehr vorwärts statt  
rückwärts zu schauen. Aber ich kann we-  
der vorwärts noch rückwärts schauen —  
meine Augen haben den Contract mit mir  
gebrochen!“

fuhr der Patient mit immer  
schwächerer, endlich fallender Stimme fort,  
indem er umhertappte — „reicht mir die  
Hand — Alle — Alle — ich seh' mir mehr,  
ich schläfrig bin ich — vergeißt's mir, wenn  
ich ein kleines Schlafel mach — gute  
Nacht — gute Nacht — grüß mir alle meine  
Freund' un Kollegen — un meinen alten  
Spezi Nestoy — er soll mich bald besu-  
chen — bald — gute — gute Nacht — auf-  
Wiedersehen.“

Auf Wiedersehen — dort!  
Wenzel Scholz entschlummerte.

Leise weinend sank die junge Wittwe zu  
den Füßen des Entselten — die andern  
umschlangen seinen Hals — aber kein Kuß  
der Liebe un der Freundschaft rief ihn  
wieder in's Leben zurück.

Lustballons — Gründung. Der erste  
Ballonpapiersfabrikant in Frankreich war  
Montgolfier in Annonay, der berühmte  
unglückliche Aérostatiker, un seine Ballon-  
papiersfabrik brachte ihn auf die Idee sei-  
ner Lustballons. Er lockte in derselben  
eine Composition in einem Kaffeetopfe, der  
zufällig mit einem kugelförmigen Stück  
Papier bedeckt war; sowie das Papier sich  
mit dem Dampfe füllte, stieg es in die  
Luft. Montgolfier beachtete diese Erschei-  
nung, wiederholte den Versuch un so ent-  
standen die Lustballons.

## Lobrede auf den Krieg.

gehalten von einem Polemophilen, zur Feier  
eines Friedensfestes.

Meine Herren! Krieg ist immer gewe-  
sen, das wissen Sie, un wird auch ewig  
sein, weil — nun, weil es immer gewesen  
ist. Punktum! Und das ist gut, denn  
es gibt in Wahrheit keine Erfindung der  
Neuzeit, die segensreicher wäre, un Alles  
zum Nachtheil des Kriegs Besagte ver-  
wandelt sich, bei Licht besehen, gerade in  
sein Kob. Ich begreife wirklich gar nicht,  
wie gewisse Israeliten u. Demagogen, die  
es nicht unterlassen, diese heilige, schon  
durch ihr Alter ehrwürdige Einrichtung  
zu verächtlichen un der Verachtung aus-  
zuweisen, nicht auf Grund des § 101 des  
Strafgesetzbuches zur Untersuchung gezo-  
gen werden. Das wäre recht un billig!

— Lassen Sie uns jedoch, meine Herren, so  
viel wir vermögen, durch Vernunftgründe  
alle irrthümlichen Anschauungen vernich-  
ten.

Schon das wahre und richtig verstan-  
dene Christenthum gebietet uns Krieg in  
den Worten: „Liebet Eure Feinde!“ was  
im Hinblick auf den Spruch: „Den Gott  
lieb hat, den züchtigt er!“ so viel heißt als  
„züchtigt sie!“ Auch steht geschrieben, „ich  
bringe nicht den Frieden, sondern das  
Schwert“, un die katholische Kirche heißt  
Ecclesia militans. Uebrigens führen  
wir heut zu Tage auch bekanntlich keine  
Kriege gegen Völker, sondern gegen Regie-  
rungen un deren Chöfs, un auch stets  
nur zur Vertheidigung unserer gerechten  
Sache. Die Völker haben weiter nichts  
zu thun, als was ihnen im Völkerrecht  
vorgeschrieben ist, un ist das nicht recht?  
Mag dem sein, wie ihm wolle, man muß  
sich doch an die Thatsache halten, daß heut  
zu Tage die Erbitterung der Völker auf-  
gehet hat, un die Soldaten einander  
ohne die mindeste persönliche Feindschaft  
u. ohne die gemeinen pöbelhaften Schimpf-  
reden, wie wir sie bei Homer's Griechen  
un Trojanern finden, tödtlich schießen. Nur  
die armen Fürsten sind zu bedauern! Nun,  
es geschieht ihnen im Grunde auch ganz  
recht, weshalb thun sie nicht mehr für die  
Vermehrung der stehenden Heere!

Es ist außerdem ein Irrthum, wenn  
man glaubt, im Krieg würden besonders  
viele Menschen geopfert; es ist wohl wahr,  
daß hin un wieder einige Menschen ge-  
tödtet worden sind, aber immer noch lange  
nicht so Viele, als die Erde zu viel hat,  
un wie im Alterthum un im Mittelal-  
ter. Das können Sie mir glauben auch  
ohne weltweisige kulturhistorisch-ethno-  
graphisch-ökonomische Vorträge. Was  
das Sterben überhaupt anbelangt, so will  
ich nur noch erwähnen, daß wir ja alle  
einmal das Zeitliche segnen müssen, un  
es dabei eine Wohlthat ist, auf schnelle  
Weise als Kämpfer „mit Gott für die  
höchsten irdischen Güter“ eine sichere An-  
wartschaft auf den Himmel zu erhalten.  
Und Niemand wird leugnen, daß dies —  
Dank unserm Dreie selig — in unserm  
Zündnadel-Jahrhundert „mit Eleganz“  
un wahrhaft „wunderbarer Geschwin-  
digkeit“ ereruit wird. Wird nun gar  
erzt die Dienstzeit noch verlängert — viel-  
leicht auf Lebensdauer — so werden die  
Soldaten noch größere Sicherheit im Ziel-  
gewinnen, un abgehoffene Glück-  
magen würden dann weniger vorkommen.  
Uebrigens ist Letzteres bei dem heutigen  
Fortschritt der Mechanik auch grade kein  
so großes Unglück, indem die künstlichen  
Arme un Beine besser, billiger un du-  
rabler sein sollen, als die natürlichen.  
Demnach dürfte den Invaliden ein recht  
„anständiges“ Gnadengeld gegeben wer-  
den, wenn auch nicht ganz soviel als den  
deposirirten Fürsten, denn mit diesen darf  
man doch anstandslos nicht jüdisch mä-  
keln, sondern muß ihnen „heimnähig  
viel Geld“ geben.

Was soll ich noch mehr von dem Nutzen  
un den Annehmlichkeiten des Krieges re-  
den? — der Patriotismus wird das schon  
Jedem selber sagen. „D, welche Lust  
Soldat zu sein“, sagt schon Georg Braun  
in der weisen Dime.

Erlaffen Sie mir die Menge handgreif-  
licher Vortheile des Krieges aufzuführen,  
welche schon jeder Quartaner unter der  
Leitung eines gesinnungswürdigen Lehrers  
zu einem Kluge zusammenzutragen weiß.  
Und wie schön, wie nützlich für Bildung  
un Besittung, daß solche Thema auf  
Schulen gegeben werden!

Doch noch Eines! Vergessen Sie, meine  
Herren! ja nicht, daß jeder Stand leben  
will, un müßte das lebende Heer nicht  
sterben, wenn es nicht zu leben hätte, un  
wenn — was Gott verbiuten wird! — jemals  
die Kriege aufhören sollten? Un woher  
müßten wohl die modernen, namentlich  
die Bildhauerkunst, ihren Stoff zu wür-  
digen Denkmälern hernehmen, wenn es  
keine berühmte, des Ausbaus würdige  
Generale gäbe? Die Generale allein  
reiten die Kunst vom Verfall un glänzen  
für alle Zeiten „in Erz u. Marmelstein.“

Also schon um der Kunst willen rufen Sie  
mit mir: Es lebe der Krieg! Es lebe der  
Tod! Hoch! Hoch! Hoch! Hoch!

Kraut. Der Besitzer einer großen  
Landwirtschaft hieß „Lob“, da kam ei-  
nes Nachts ein Dieb un räumte ihm ein  
ganzes Krausfeld ab, septe darein aber  
eine Stange mit einem Fettel, worauf die  
Worte standen: „Für den Tod ist kein  
Kraut gewachsen.“